

# Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 4 — Sonntag, 27. Januar 1935

## Meister Böck

Jedermann im Dorle kannte  
Einen, der sich Böck benannte.  
Alltagsröcke, Sonntagsröcke,  
Lange Hosen, spitze Fräcke,  
Westen mit bequemen Taschen,  
Warme Mäntel und Gamaschen —  
Alle diese Kleidungsachen  
Wußte Schneider Böck zu machen. —  
Oder wäre was zu flicken,  
Abzuschneiden, anzustücken,  
Oder gar ein Knopf der Hose  
Abgerissen oder lose —  
Wie und wo und wann es sei,  
Hinten, vorne, einerlei —  
Alles macht der Meister Böck,  
Denn das ist sein Lebenszweck. —  
D'rum so hat in der Gemeinde  
Jedermann ihn gern zum Freunde. —

Aus „Max und Moritz“ von Wilhelm Busch.



## Die Männer der Nadel und der Schere

Vom ehrbaren Schneiderhandwerk.

„Fremder Schneidergesell fragt beim Meister um Arbeit an!“ — Die Frage richtet der Wanderbursch an den Schneidermeister in der fremden Stadt, wo er Werkstatt um Werkstatt aufgesucht hat. Der Meister könnte gerade einen Gesellen gebrauchen. Er besieht sich den jungen Mann eingehend; sein Anzug ist zwar von der Wanderschaft stark mitgenommen, aber es ist Sitz darin, denn ein guter Maßanzug geht nie aus dem Fassen. Dann bleibt sein Blick prüfend auf einer bestimmten Stelle des Rockes haften, auf dem Gimpeloch nämlich. Sie wissen nicht, was das „Gimpeloch“ ist? — Das ist das Zierloch am Rockaufschlag, in das man Blumen oder Ordensbändchen hineinstecken kann. — Und dieses Gimpeloch zeigt dem Meister untrüglich, ob der Geselle etwas kann, denn man kann sich in jeder Schneiderwerkstatt davon überzeugen lassen, daß dieses Gimpeloch ein kleines Kunstwerk sein kann, daß ein ganz ausgebildetes Können dazu gehört, den kräftigen, mit feiner Seide umspunnenen Faden mit ganz feinen Stichen um das Knopfloch herum anzubringen (und zwar ist das in allerhand Variationen möglich), so daß es eine Zier für den ganzen Anzug bildet. — Also die erste Prüfung ist zur Zufriedenheit ausgefallen, der Meister verlangt dann noch nebenbei die Zeugnisse zu sehen, und kurz darauf sitzt der gesunde kräftige Geselle schon auf dem Schneidertisch und zieht Stich um Stich den Faden.

Es gibt Handwerker, deren Schicksal es seit Jahrhunderten ist, Zielscheibe von allerhand Spöttereien zu sein, und ausgerechnet sind es gerade die mit am lebensnotwendigsten Handwerker, die Schuster und die Schneider, die so erhalten müssen, Handwerker, ohne die eine zivilisierte Menschheit einfach nicht auskommen könnte. Von unseren deutschen Märchen bis zu Wilhelm Busch lernen wir den Schneider als einen spindeldünnen Menschen kennen, mit dessen Körperkräften es nicht gerade weit her ist. Nur Müller-Schlösser macht bei seinem „Schneider Wibbel“ eine Ausnahme. Das aber wohl nur, weil der Dichter die Rolle auf seinen (nicht gerade schlanken) Leib geschrieben hat. Es war früher tatsächlich so, daß die Schneiderwerkstätten enge, dumpfe Stuben waren, und da es damals noch keine geregelte Arbeitszeit gab, so wurde besonders dann, wenn die Arbeit drängte, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein gearbeitet. Daher sahen die Schneider stets sehr blaß aus, und das ist wohl auch die Ursache der traditionellen Darstellung des Schneidertyps. Daß in Wirklichkeit die Schneider, besonders wenn sie als Meister selbst geworden sind, vielfach von ganz ansehnlicher Körperlichkeit sind, davon kann man sich leicht überzeugen. Und schlapp darf der Schneider schon mal garnicht sein, denn die Handhabung von 25 Pfund schweren Bügeleisen setzt schon allerhand Kraft voraus, nicht weniger Kraft, wie sie bei jedem anderen Handwerk erforderlich ist. Uebrigens ist es eine ganz auffallende Tatsache, daß unter den Schneidern viele gute Turner zu finden sind.

Eine erschöpfende Geschichte des Schneiderhandwerks würde sicher viele Bände füllen, denn von der Feigenblattmode bis zur Mode 1935 ist ein weiter Weg. Und solch ein Werk wäre auch gleichzeitig ein großes Stück Kulturgeschichte der Menschheit, die sich zu jeder Zeit in der Kleidung wieder gespiegelt hat. Und das Wort: „Kleider machen Leute“ hat zu jeder Zeit gegolten.

Kaum ein Handwerk hat so seine Art gewahrt, ist in seinen Handwerkzeugen so konservativ geblieben, wie das der



Stich um Stich am neuen Rock

Foto: W. Pfeiffer, Neuß

Schneider. Noch immer sind es Nadel und Faden, die gehandhabt werden, wenn auch ein äußerlicher Unterschied besteht zwischen der Knochennadel unserer Urschneider von vor einigen tausend Jahren und dem Kunstwerk einer feinen Nähmaschine, wie sie in Aachen ehrgestellt wird, zwischen einem Messer der Steinzeit, mit dem die Tierfelle zertrennt wurden, und einer Sollerger Schere. Noch immer ist die Tätigkeit des Maßschneiders überwiegend Handarbeit, wenn auch für die langen Nähte die rund hundert Jahre alte Nähmaschine benutzt wird. Die meisten Nähte macht der feine Maßschneider mit der Hand, und so kommt es, daß für einen guten Anzug heute noch immer 60 und mehr Arbeitsstunden erforderlich sind. Immer noch sitzt der Schneider bei der Handarbeit mit gekreuzten Beinen auf dem riesigen Schneidertisch, dessen Inneres dem Gesellen früher, nachdem die Platte hochgeklappt war, als Bett diente. Dies gibt es allerdings heute nicht mehr.

„Es ist kein Meister vom Himmel gefallen“, das gilt auch dem Schneider. Denn um fertiger Meister zu sein, muß er allerhand gelernt haben. Da ist nicht nur das rein handwerkliche Können, das Anmessen, das Zuschneiden, das Nähen, er muß auch anatomische Kenntnisse haben, er muß wissen, wie der Mensch Körper und Glieder bewegt, er muß eingehende Materialkenntnisse haben und nebenbei muß er, wie in alle Handwerker, ein guter Kaufmann sein. Nichts ist bekanntlich so dem Wechsel der Mode unterworfen, wie gerade die menschliche Bekleidung, und deshalb muß er wissen, ob die Hosen lang oder kurz, eng oder weit getragen werden, ob die Weste tief oder hoch ausgeschnitten werden muß, ob ein Rock „auf Taille gebrasselt“ modern ist oder ob er geraden Schnitt

haben muß, kurz, er muß in modischen Dingen auf dem Laufenden sein.

An den Wänden der Schneiderwerkstätten und der Anproberräume hängen Bilder, auf denen herrliche Männer in sieghafter Eleganz zu sehen sind. Wie schäbig kommt man sich da selbst gegen diese Musterexemplare seiner Gattung vor, wenn man dabei seinen eigenen Anzug betrachtet, der schon etliche Jahre Tragverlängerung hinter sich hat, dem nur öftmaliges Aufbügeln und sorgsam Abschneiden der Fransenbildung einen letzten Rest seiner einstigen Pracht verleiht. Man wird klein und demütig vor den abwägenden Augen des Schneidermeisters, dem all diese Mängel nicht entgehen, dem ein einziger Blick sagt, ob der Anzug einmal mit vielen andern auf der Stange gehangen hat.

Aber wenn man es dann eines Tages wieder so weit gebracht hat, daß man, meist Ostern, aus der Hand des Meisters den neuen Anzug entgegennimmt, wenn man in Konkurrenz treten kann mit den Männern auf den Modebildern, wenn die Schultern breiter geworden sind (durch die geschickte Anbringung von Watte nämlich), dann treten wir mit neuem Selbstbewußtsein vor unsere Mitwelt und wir kommen uns auf einmal vor wie Hans Albers.

Und wem verdanken wir das nur? — Dem Meister der Nadel, der uns besser kennt als wir selbst, der genau weiß, wo es uns an körperlicher Schönheit fehlt, der Mittel und Können besitzt, um alles auszugleichen, der aber auch vieles erzählen könnte von menschlicher Eitelkeit. Ja, ja, Schneider sind auch meist Philosophen! W. Pl.

# Neusser Landstürmer in Kriegsgefangenschaft

Nummer 10

Es gibt Magenulage. — Allerhand „Luxus“ im Lager. — Neue Zubericht bei den Franzosen. — Rippenführer beim Abladekommando. — Kleiner Auschnitt französischer Volksbildung. — Kriegsgefangener auf Reise. — Vorbereitungen zur Flucht. — Die Beschießung von Paris.

Einen mit allen Listen und Tüden aufgehängten Fischbaum loszuziehen, dauerte gut und gern einen ganzen Tag; da mußten Winden und Flaschenzüge angebracht, Gleitbahnen aus Baumstämmen hergerichtet werden, und dann wurde gezogen: Einen — Gupp! — Einen — Gupp! Der Baum rührte sich kaum, weil wir infolge der schlechten Ernährung so schlapp waren. Der französische Pioniergeant zog allein mehr als acht Deutsche. „Ja, Monsieur, was kriegen Sie auch ein Eisen. Wenn wir das hätten!“ — Der Franzose schäumte, konnte aber nichts machen; wie waren eben zu schwach. Da waren die Bauern doch vernünftiger gewesen. Der Deutsche arbeitet gern, wenn er etwas Ordentliches im Magen hat und ein gutes Wort hört. Gott sei Dank erhielten wir kurz darauf ein anderes Pionierkommando mit einem andern Leutnant; der Mann war im Privatleben Redakteur einer Pariser Zeitung und zeigte Verständnis für unsere Magennot. Er versprach eine Zulage zur Menage, wenn die Leute besser arbeiten würden. Das geschah, und die Zulage kam. Außerdem gab er Arbeitsprämien. Das zog fast noch mehr. Ich hatte mich längst als Holzfäller gemeldet; diese Arbeit machte mir Spaß. Man brauchte sich nicht totzuarbeiten; kein Mensch trieb an, und wer sein Pfeifchen rauchen wollte, tat das in aller Ruhe. Abends war früh Schlaf, weil's Winter war und die Abende in der Baracke waren recht gemütlich. Wir hatten über dem Kopfende der selbstgebasteten Betten Bretter angebracht für Bücher und Geschirre. Neben meinem Bett war ein kleiner Klappstisch, über dem meine große Petroleumlampe hing. Eine eigene Lampe habe ich immer gehabt, ich kaufte mir nach jedem Lagerwechsel eine neue, weil ich sowieso so viel zu schleppen hatte, daß ich's kaum tragen konnte. Zu meinem eisernen Bestand gehörten vor allem die unentbehrlichen Bücher (keine Romane), unter denen die erste Stelle ein kleines französisches Handlexikon einnahm, das mir in der Einsamkeit der Bauernhöfe und der Wälder unschätzbare Dienste geleistet hat; ferner ein Waschbecken, Dedeln und — man höre und haune — Bettlatten. Viele, besonders Franzosen, fanden einen Menschen, der ein Lexikon, ein Waschbecken und Bettlatten mit sich schleppte, geistig nicht ganz in Ordnung. — Vor meinem Bett stand ein größerer Tisch, an dem mein Freund W. aus Berlin und ich „speisten“. Sonntags lag sogar ein weißes Tisch-tuch darauf, das Montags zum Handtuch wurde. Die Nachrichten aus der Heimat wurden immer beunruhigender; es war der Winter 1917-18. Wir lasen zwischen den Zeilen der Briefe, daß es in Deutschland nicht gut ausfiel. In Frankreich dagegen hatte sich die Stimmung durchaus wieder gewandt. Wenn es im Jahre 1916 hatte vorkommen können, daß mir eine Bauersfrau sagte: „Mir ist's gleich, ob wir siegen oder nicht, wenn nur meine zwei Jungen aus der Front zurückkommen“, so hörte man jetzt nur: „Oh, les Américains! Ils feront leur coup.“ (O, die Amerikaner! Die werden's schon schaffen).

Die moralische und die materielle Wirkung der amerikanischen Hilfe war weitaus wertvoller als die militärische. In diesem Winter schickte uns die deutsche Heeresverwaltung ein Faß Pfefferfleisch, gutes und zartes Fleisch, das einzige Geschenk, das ich von der Heeresverwaltung je gesehen habe. Ich dachte dabei an eine Geschichte, die ich früher irgendwo gelesen hatte: eine ausgehungerte Festung warf den Belagerern ihr letztes Schweinefleisch über die Mauer, um ihnen zu zeigen, wie fett sie lebten und wie lange sie es noch aushalten konnten.

Es ging ins Frühjahr hinein; die Vögel stimmten ihre Wiederan, die Sonne wurde wärmer und das Baumfäulen unangenehmer. Ich ging zum Pionierleutnant und bat um die Dolmetscherstelle, die er mir früher mal vergebens angeboten hatte. Nach zwei Tagen war ich Chef d'équipe (die Deutschen sagten Rippenführer) beim Abladekommando. Ich hatte die Baumstämme am Bahnhof abladen zu lassen und zu zählen. Wir fuhren mit dem Auto dahin und wurden auch wieder zurückgebracht. Es war ein angenehmes Dasein, das zumeist aus Essen, Rauchen und Erzählen bestand, auch für meine Leute; denn wir konnten ja nicht mehr Stämme abladen als im Walde aufgeladen wurden, und daß nicht zu viele ankamen, konnten wir ruhig dem Abladekommando überlassen. Eines Tages saßen an unserem Feuer zwei kleine Bauernjungen von 8 und 12 Jahren. Um den Leuten einen Begriff von französischer Volksbildung zu geben, wie sie mitunter ist, fing ich mit dem älteren im Gespräch an.

„Sag' mal Junge, weißt Du, was für Leute wir sind?“ „Ihr seid Boches!“ „Richtig! Wie nennst man Boches sonst noch?“ „Weiß nicht.“ „Deutsche, verstanden?“ „Ah, richtig, Deutsche. Papa sagt immer Boches.“ „Wo wohnen die Deutschen?“ „In Deutschland.“ „Wo liegt das?“ „Weiß nicht.“ „Zeig' mal mit dem Finger, nach welcher Richtung man gehen muß.“

„Welche Religion hast Du?“ „Religion?“ „Bist Du katholisch, evangelisch oder jüdisch?“ „Ah, katholisch, glaube ich.“ „Wach' mal das Kreuzzeichen.“

Das konnte er wahrhaftig noch eben. Religionsunterricht hatte er noch keinen gehabt. Von Christus und dem Erlösungswort keine Ahnung. In die Schule ging er gerade, wenn es ihm paßte. An dem fraglichen Morgen war das Wetter so schön. Ich will nicht verallgemeinern; der französische Volksschullehrer ist auf der Höhe seiner Aufgabe; aber gerade in den Dörfern wird der Schulzwang nicht durchgeführt, auch heute noch nicht.

Ein anderes amüsantes Erlebnis aus diesem Walde. Es waren mal wieder vier Mann ausgehauen, nicht etwa, um nach Deutschland zu entweichen, sondern um einige Zeit ein freies Leben zu führen. Das kam öfters vor. Wenn die Lage dann nach gewisser Zeit nicht mehr zu halten war, dann meldete man sich beim ersten besten Gendarm. Dieser, froh über die 25 Franken Prämie, die er pro Nase erhielt, gab ein gutes Essen mit Zigaretten (das war stillschweigende Uebereinkunft), und die Gefangenen erhielten 30 Tage, von denen mindestens 20 im Garten des Lagerkommandanten abgearbeitet wurden. So war das Programm. Schöneberg, so hieß der Anführer, handelte indessen ganz programmwidrig. Zunächst hielt er sich vier Wochen mit seiner Bande in unserer Nachbarschaft auf. Wir hörten gelegentlich von Einbrüchen und Diebstählen, die bestimmt auf sein Konto kamen; dann eine geraume Zeit nichts mehr. Eines schönen Morgens kommt der Pionierleutnant in strahlender Laune an: Dites donc, on l'a. (Sagen Sie mal. Er ist geschnappt.)

„Wer ist geschnappt?“ „Schöneberg.“ „Wie hat man ihn denn gekriegt?“ „Hören Sie! Ueber die Landstraße kommt ein Monsieur. Im Gehrod, der ihm zu eng ist mit Ärmeln, die ihm zu kurz

würden wieder in einem richtigen Bett schlafen, in einem tapezierten Zimmer, Bilder an den Wänden, Vorhänge an den Fenstern? Wir würden wieder im Garten spazieren gehen, die Leute auf der Straße würden freundlich zu einem sein, und das gute niederheinische Essen würde man wieder haben und überhaupt so alles, was zu einem zivilisierten Dasein gehört? Nein, das war unvorstellbar; lieber schon gar nicht dran denken. Seit langen Monaten schon hatten wir in den französischen Zeitungen von Austauschbemühungen gelesen. Besonders ein französischer Abgeordneter setzte sich hart ein für den Austausch der älteren Gefangenen; wenn ich nicht irre war es Andre von Calvados. In Vorn kamen Franzose und Deutsche zusammen, verhandelten und verhandelten, gingen wieder auseinander und verhandelten wieder und gingen wieder. Ausichtslos. Da, die Kranken und Schwerverwundeten, die hatten's besser, die waren in der Schweiz und schickten uns Briefe mit Lichtbildern vom Schi- und Robelport, von Landpartien und Bierabenden. Mit Gewalt mußte ich den vermessenen Gedanken zurückdrängen: Wenn sie dir damals den Arm genommen hätten, wärest du längst in der Schweiz und lägst nicht hier zwischen den Föhren. Ueberhaupt die Föhre! Diese munteren Tierschen allein hätten genügt, einem Gefangenen das Leben zur Hölle zu machen. Tagsüber ging's, aber abends, wenn die Bettwärme kam, dann begannen die kleinen Mutzenger ihre Arbeit. Von den 80 Menschen in der Baracke schliefen 78 sofort ein; die meisten Leute haben anscheinend ein hartes Fell, der Gefreite Schm., drei Betten rechts von mir und ich waren jedenfalls zarter gehäutet. Es war jede Nacht dasselbe Schauspiel; wenn die Lichter gelöscht waren, kündeten höhere und tiefere Orgelklänge bald vom festen Schlaf unserer Leidens- und Zeitgenossen. „Pff!“ Das Vollmondgesicht des Gefreiten hob sich wehmütig lächelnd. Lampe an! Tabak heraus, hier eine Pfeife geklopft, dort eine Zigarette gedreht und — Eröffnung der Dage; etwa 10 Stüd Wild brachte ich jeden Abend zur Strecke, schlief dann schließlich trotz der Vergeltungssatte der Heberlebens ein, hängte am nächsten Morgen Dedeln und Laten draußen über den Draht und pultete die Luchse herauf. Und am Abend ging's wieder los. — Das war auf die Dauer nicht auszuhalten; mit meinem Nachbar schmiedete ich einen Fluchtplan. Zivildroge waren schnell beschafft durch Kameraden, die schon mal zu den Bauern kamen. Mühen nährte ein zünftiger Schneider; aus den Hosen wurden die rote Bieste getrennt, Halstücher waren vorhanden, und mit Militärstücken lief halb Frankreich herum; die fielen nicht auf. Wir wollten nur noch die Entführung der deutschen und französischen Vertreter aus Vorn abwarten; wenn sich dann die Sache nochmals zerklüfte, würden wir aussteigen. In französischem Geld besaß ich noch einen Zwanzigfrankenschein, der in der Ärmelpatte des Waffenrodes eingeknäht war. Anderes Geld wollten wir uns verdienen durch landwirtschaftliche Arbeit, die wir hier und da leisten konnten. Die Bauern gaben neben Verpflegung damals 4 Franken den Tag und fragten nicht viel nach woher und wofür; denn Arbeitskräfte waren rar. An der Sprache würde man uns schon nicht erkennen; ich würde als Franzose, mein Nachbar als Belgier (Name) auftreten. Dann mal vorläufig nach Paris. Das weitere würde sich schon finden. Möge kommen, was wolle; auf jeden Fall hinaus aus dieser Föhre!

## Es klinkt in Paris.

Bei dem französischen Pionierkommando war ein Pariser, der allmählich mit einem Holzbündel unter Arm (Holz war teuer in Paris) zu seiner Frau fuhr. Montag morgens holte ich ihn regelmäßig aus über Neuigkeiten. Am 22. März 1918 fragte ich ihn wie gewöhnlich: „Run, was gibt's Neues in der Metropole?“ — „Ca pète sur Paris.“ — Das ist tödlich unüberlegbar. Man kann es wenigstens nicht in der Zeitung lesen; wer's nicht glauben will, nehme ein Wörterbuch. Frei überseht: „In Paris klinkt's!“ — „Was ist denn los?“

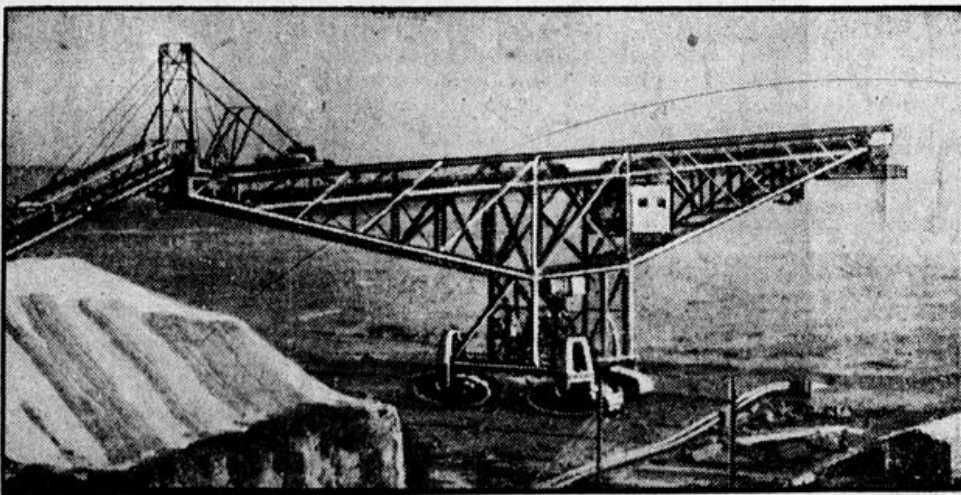
„Die Deutschen schießen in Paris hinein.“ „Unfinn, die Deutschen sind nach Ihren Communiqués 100 Kilometer von Paris weg; dann liegen die amtlichen Berichte, und die Deutschen sind eben viel näher an Paris herangekommen.“

„Die Deutschen sind nicht näher herangekommen; sie haben Kanonen, die 100 Kilometer weit schießen. Voila le journal.“ Da hand's wahrhaftig. „Schweres deutsches Geschütz schießt aus dem Wald von Compiègne in Paris hinein. Alle 20 Minuten fällt ein Schuß, mal hierhin, mal dorthin.“ Zeichnung war beigelegt mit fast genauer Angabe des Geschützstandortes.

„Was machen denn die Pariser?“ „Maulaffen feilhalten und Sprengstoffe sammeln.“

Nicht Tage später mußte er allerdings zu berichten, daß jeder, der konnte, aus Paris hinaus in die Sommerfrische ging. „Ah, les capitalistes! Les pauvres peuvent crever.“ (Die armen Leute können eingehen).

Viel genutzt hat das Schießen auch nichts; ebenso wenig wie der Frühjahrsangriff auf St. Mihiel. (Schluß folgt.)



Auf einer rheinischen Braunkohlengrube kam die erste von der I.G. vollständig elektrisch ausgerüstete Abraumförderbrücke mit Raupenfahrwerk in Betrieb. Die drei das Bauwerk tragenden Ruppen haben die ungewöhnlichen Abmessungen von 9 Meter Länge, 3 Meter Höhe und 2 Meter Breite.

sind, Soie mit Bügelfalte, aber zu kurz; blaue Strümpfe, gelbe Schuhe, um den Hals ein flatterndes Schtup, auf dem Haupt ein breitrandiger Kalabreser, in der Hand ein Koffer aus Pappdeckel. Mit einem Wort: eine Vogelscheuche.

Der erste Gendarm, der ihn sieht, hält ihn fest: „Wer sind Sie?“

„Prisonnier de guerre en royage.“ (Kriegsgefangener auf Reise).

Auf der Wache fragt man ihn: „Wie kommen Sie an die Zivilkleider?“

„Die sind von einer Dame?“

„Schöneberg wirft sich in die Brust, stellt das rechte Bein und ruft mit Empörung: „Meine Herren, Sie können mich erschießen, Sie können mich vierteln, aber die Dame verrate ich nicht, das verbietet mir die Galanterie.“

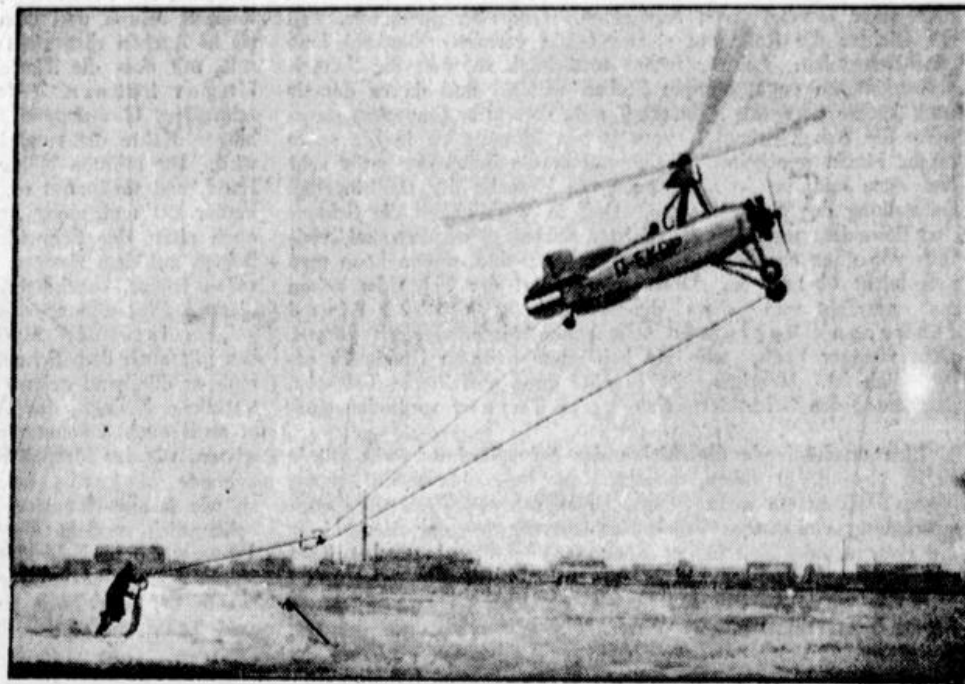
Und der Leutnant lacht, lacht, daß die Tränen kommen. „Stellen Sie sich der Dame vor, die Schöneberg in dieser Weise ausstaffiert hat.“

Man hat ihn nicht erschossen, auch nicht geviertelt. Vorläufig brummt er 30 Tage.

Im allgemeinen ließ es sich auch in den Wäldern der Sologne aushalten. Man richtete sich so wohnlich ein wie möglich, suchte dem elenden Leben die beste Seite abzugewinnen und hoffte, wenn auch schwach, noch auf ein Ende des Krieges. So eigenartig dies klingen mag, es ist wahr: der Kriegsgefangene, der 4 Jahre hinter dem Stacheldraht geleitet hatte, konnte es sich kaum vorstellen, daß er jemals wieder in geordnete, menschenwürdige Verhältnisse kommen würde. Die Front im Westen war erlärzt, eingefloren, kampfhafte Zustände auf der einen oder andern Seite vermochten ihn wohl hier und da etwas einzublenken, im übrigen hielt sie fest wie Gummi. Man konnte es sich gar nicht mehr vorstellen, daß diese Front jemals eingebracht werden konnte, und wenn auch jedem Gefangenen sein gesunder Menschenverstand sagen mußte: Einmal hört die Sache doch auf, so recht dran glauben, so recht drauf hoffen konnte man nicht. Der Tag sollte wirklich mal wiederkommen, da wir deutschen Boden betreten durften, da wir unsere Lieben daheim begrüßen, unsere alten Gewohnheiten, unsere zivilisierte Umgebung wieder aufnehmen würden? Der Tag sollte wiederkommen, an dem wir frei über die Straße gehen durften, ohne einen Bolzen mit aufgezogenem Bajonett hinter sich haben? Wi-

## Ein Flugzeug steht still in der Luft.

Die englische Autogiro-Gesellschaft brachte eines ihrer neuen Modelle der Windmühlenflugzeuge, Typ C 30, deutsche Interessenten zur Vorführung. Das Autogiroflugzeug steht still in der Luft und kann bequem Pakete abgeben und annehmen.



„Gastnacht“, so besagt eine alte Chronik, war gar ein glücklicher Tag, daß, wenn die Narren des morgens blühten, sie diesen Tag noch reif wurden und so häufig abfielen, daß auf jeder Gasse Vorrat zu finden war . . .“

# Margret lehrt Vertrauen

Von  
B. Rod

Herr Schletter verließ sein Geschäftsbüro. Eine vor-  
gelesene Besprechung war im letzten Augenblick nicht mehr  
zustandekommen, und so war er ausnahmsweise einmal  
etwas früher fertig. Er sah nach der Uhr: kurz nach fünf.

Schletter wußte nicht so recht, was er jetzt mit dem  
„freien Nachmittag“ anfangen sollte. Nach Hause gehen?  
Aber seine Frau war nicht zu Hause. Sie hatte sich ja für  
heute nachmittag mit ihrer Freundin Lissy verabredet, um  
sich in einem großen Café zu treffen. Ihm kam eine Idee:  
er würde Margret und Lissy in dem Café auffuchen, mit  
ihnen eine Stunde plaudern und dann konnten sie gemein-  
sam einen Spaziergang nach Hause machen, denn Lissy  
wohnte ja nicht weit von ihnen entfernt.

Eine Viertelstunde später betrat er das dichtbesetzte,  
große Kaffeehaus. Suchend ging er durch die Tischreihen.  
Richtig, dahinten sah ja Margret, seine Frau, ihm den  
Rücken zehrend, so daß sie ihn nicht kommen sehen konnte.  
Aber was war das?

Von Lissy war keine Spur zu sehen. Statt dessen  
unterhielt sich seine Frau anscheinend in angeregtester Weise  
mit einem Herrn, der ihren Tisch teilte, und der nicht nur  
gut ausah, sondern der auch guter Laune zu sein schien.  
Gerade bot der Herr Margret sein Zigarettenetui, und  
Margret, die doch sonst nie rauchte, nahm tatsächlich eine  
Zigarette. Der Fremde reichte jetzt anscheinend mit einer  
wichtigen Bemerkung Feuer, denn beide lachten so vergnügt,  
daß Margret vertraulich die Hand festhielt, die ihr das  
Feuer bot.

Schletter war stehengeblieben. Er war ganz verwirrt  
von dem, was er sah.

Irgend etwas hielt ihn davon zurück, an den Tisch zu  
gehen. Langsam drehte er sich um und suchte sich etwas  
abseits einen Platz, von dem aus er beobachten konnte, ohne  
gesehen zu werden.

Sein erster Eindruck schien sich zu bestätigen: die beiden  
unterhielten sich anscheinend ausgeglichen, und in einer  
Art, die auf eine alte Bekanntschaft schließen ließ. Nach  
einer guten halben Stunde verließen sie gemeinsam das  
Kafé.

Schletter eilte hinher und konnte gerade noch sehen,  
daß sie in einem Privatwagen, den der Herr selbst steuerte,  
Platz nahmen. Der Motor sprang an — und der Wagen  
liefte davon.

„Das ist ja lustig“, dachte Schletter, nicht ohne leichten  
Spott über seine plötzliche Detektivrolle. Langsam, den  
Spaziergang zu so ungewohnter Zeit genießend, bummelte  
er seiner Wohnung zu. Er war doch gespannt, was ihm  
Margret erzählen würde. Jedenfalls — er ließ sich nichts  
merken, er hatte nichts gesehen.

Die Begrüßung durch Margret war wie üblich. Sie  
freute sich, daß er kam, das Abendessen war gerade fertig.  
Während des Essens erkundigte sie sich nach diesem und  
jenem aus seiner Arbeit. Er gab freundlich Auskunft und  
fragte nach ihren kleinen Tageserlebnissen:

„Warst du heute aus?“  
„Ja, mit Lissy eine Tasse Kaffee trinken“, entgegnete  
sie gleichmütig.

Donnerwetter, dachte er, daß sie so gut schwindeln kann,  
hätte ich ja nicht geglaubt. Wirklich, da trau' einer den  
Frauen. Da mußte doch irgend etwas dahinter stehen.  
Sicherlich ja eine harmlose Sache; aber warum schwindelte  
sie so?

Und dann fragte er, mit einem Auge in die Zeitung  
schielend, so ganz nebenbei: „Wann wollt ihr denn wieder  
bummeln gehen?“

„Aber Alfred, das ist doch kein Bummeln, wenn wir  
beide unsere Tasse Kaffee trinken! Am Freitag wollen  
wir uns wieder treffen.“

Damit, schien es ihm, wußte er für heute genug. Also  
am Freitag —

Selbstverständlich, daß Schletter sich für den Freitag  
nachmittag frei machte. Gegen halb sechs Uhr betrat er  
das Café — und wäre fast bei den ersten Schritten an den  
Tisch gelaufen, an dem Margret und — der fremde Herr  
sahen. Im Nu drehte Schletter um und schlug sich durch  
die Drehtür wieder hinaus. Die vergnügte Stimmung, in  
der er auch heute seine Detektivrolle angetreten hatte, war  
merklich abgeklungen. Nervös und grübelnd ging er nach  
Hause.

Was hatte Margret mit diesem Manne, daß sie ihm  
davon nicht erzählte? Er hatte geglaubt, daß es zwischen  
ihnen seit ihrer Bekanntschaft, bestimmt aber nicht seit dem  
einen Jahr ihrer Ehe, irgendein Geheimnis voreinander  
gegeben hätte. Daß Margret irgend etwas Unrechtes tat,  
wollte er nicht glauben. War ja ganz ausgeschlossen. Und  
doch meldete sich ein Mißtrauen: warum hatte sie neulich  
so sicher geschwindelt, wer war der fremde Mann, was  
steckte hinter der Geschichte?

Heute abend würde er sie zur Rede stellen.

Schletter war noch nicht lange zu Hause, als er ein  
Auto vorfahren hörte. Er trat ans Fenster und sah  
Margret aus dem Wagen steigen, der gleich wieder weiter  
fuhr. Margret winkte zum Abschied.

Eine Augenblicke später öffnete sie die Wohnungstür,  
sah an Mantel und Hut ihres Mannes in der Flur-  
garderobe, daß er bereits zu Hause war. Fröhlich trat sie  
in sein Arbeitszimmer und begrüßte ihn liebevoll.

„Bist du eben mit dem Auto gekommen?“ fragte er.

„Ja“, sagte sie, — ah — Lissy wollte schnell nach  
Hause und nahm daher einen Wagen.“

„Ach, du warst mit Lissy zusammen?“

„Mit wem soll ich sonst schon weggehen?“

„Das dachte ich bisher auch immer“, gab er mit be-  
sonderer Betonung zurück.

„Was soll das heißen, Alfred?“

„Sag' einmal, lenkte der ein wenig ab, ist Lissy  
immer noch blond? Oder ist ihr inzwischen dunkles Haar  
gewachsen?“

„Aber Alfred, was hast du nur? Selbstverständlich ist  
Lissy blond.“

„Und seit wann trägt sie einen Schnurrbart?“

Margret starrte ihn entsezt an.

— und seit wann hat sie ein Auto, und seit wann  
läuft sie in Männerkleidern herum — und seit wann rauchst  
du Zigaretten?“

Alfred wurde ganz aufgeregt. Margret fand keine  
Worte. Gott, war der Mann eifersüchtig! Sie hätte nie  
gedacht, daß ihr Alfred eifersüchtig, so eifersüchtig sein  
könnte. Das war ja herrlich!

Dann sagte sie, sehr beleidigt: „Also du spionierst mir  
nach. Das finde ich ja wenig fein!“



„Ich finde es noch viel weniger fein, daß du vor mir  
Geheimnisse hast. Wer ist der Mann? Was soll diese  
heimliche Treffererei? Dein Schwindel mit Lissy?“

Margret erklärte kühl: „Das kann ich dir leider nicht  
sagen.“

Alfred sprang auf: „Ach, das ist ja reizend... das ist  
ja wirklich eine eigenartige Methode... Das kannst du  
nicht sagen!“

„Du wirst es jetzt sagen!“

Margret sah ihn groß an: „Aber Alfred, sei doch ver-  
nünftig! Du glaubst doch nicht etwa, daß ich Dummeiten  
mache. Du hast doch Vertrauen zu mir.“

„Es gibt Tatsachen, durch die das größte Vertrauen er-  
schüttert wird.“

Jetzt war Margret wirklich getroffen: „Pfui, Alfred,  
schäm' dich!“ Aufschlundend ließ sie aus dem Zimmer und  
schlug die Tür hinter sich zu, daß die Bilder an den Wänden  
wackelten.

Schletter erhielt allmählich seine Ruhe wieder. Wie  
ein Sieger kam er sich nicht gerade vor. Aber schließlich  
mußte er doch heraustreten, was das für eine Sache  
war —

Wenn Ehegatten sich zanken, reden sie kein Wort mehr  
miteinander. Trappisten können das Gelübde des Schweigens  
nicht besser erfüllen, als Eheleute in ihrem Zorn. Kein  
Wort fällt, kein Gruß, keine Bitte, nichts. Nichts als  
Schweigen. Man ist sich gegenseitig laß und man ist sich  
noch viel mehr laß.

## BLICK IN DIE WELT

### Neues in Kürze

Einige Pariser Arbeitslose haben einen neuartigen Ge-  
schäftszweig, der nicht aussichtslos zu sein scheint, begründet.  
Sie verleihen Badewannen. Pariser Bürger, die kein eigenes  
Badezimmer besitzen und sich den Weg zu einer öffentlichen Bade-  
anstalt sparen wollen, können jetzt für wenige Sous eine Bade-  
wanne für einen Tag leihen. Das Verleihgeschäft erfreut sich  
eines lebhaften Geschäftsganges.

In Nordbrun wurden im vorigen Jahre altphönizische  
Steintafeln mit eingegrabenem Keilschrifttext gefunden. Bei der  
Entzifferung der Keilschrift hat sich jetzt gezeigt, daß man das  
älteste tierärztliche Lehrbuch der Welt entdeckt hat. Es stammt  
aus dem 14. Jahrhundert v. Chr. und gibt genaue Anweisungen  
zur Behandlung verschiedener Pferdekrankheiten.

Das Stadtmuseum von Oberlogau erhielt vor einigen  
Tagen ein wertvolles Geschenk von einem Kaufmann aus  
Iowa: eine Gänsefeder, mit der Bismarck während des Feld-  
zuges 1870/71 in Frankreich geschrieben hat. Die Echtheit der  
Gänsefeder, die von dem Geheimrat des Fürsten Bismarck  
aufbewahrt wurde, ist vom Auswärtigen Amt bestätigt worden.

Die Entführungseule scheint nun von Amerika auch nach  
Europa übergreifen zu wollen. In Zürich wurde ein Entfüh-

So geht das tagelang. Eigentlich möchten sie ja beide  
schon längst damit Schluß machen. Aber keiner will den  
ersten Schritt tun. Denn nach einem unergründlichen, aber  
ehernen Gesetz gibt derjenige, der den Veröhnungsanfang  
macht, damit seine Schuld zu. Und das kommt natürlich  
weder für keinen von beiden Teilen in Frage!

Drei Tage dauerte dieser Zustand nun auch schon  
zwischen Alfred und Margret.

Da fand Alfred am vierten Tag neben seinem Früh-  
stücksteller einen blaßroten Brief, der leicht nach Parfüm  
duftete, und dessen Adresse unverkennbar von Frauenhand  
geschrieben war. Neugierig öffnete Alfred den Brief.

„Von wem ist denn der Brief?“

„Ach — so — gar nichts.“

„Manu, du hast doch keine Geheimnisse vor mir.“

„Von einem Freund.“

„Kann ich mal lesen?“

„Das interessiert dich gar nicht.“

„Aber du siehst doch, daß es mich interessiert!“ Mit  
einem schnellen Griff hatte sie den Brief in der Hand.

„Aber das ist doch sehr interessant!“ sagte sie spitz und  
las vor: „Mit tausend Küßen erwartet dich deine Annie.“

Also so —

„Aber, Kind —“

„So siehst du also aus, wenn man mit einer alten  
Liebe auf Ehrenwort seit Jahren nicht mehr in Verbindung  
steht.“

„Aber, Margret, ich versichere dir —“

„Das Gegenteil. Selbstverständlich. Aber ich habe  
jetzt Beweise, mein Lieber!“ schwenkte sie den Brief, sprang  
auf, lief davon und schloß sich im Schlafzimmer ein. Alfred  
mußte vor der Tür halt machen. Er hörte Margret heftig  
schluchzen.

Das hatte ihm gerade noch gefehlt! Wie kam diese  
Annie nur plötzlich darauf, ihm zu schreiben? Er hatte sie  
tatsächlich seit Jahren nicht mehr gesehen.

Sein Blick fiel auf die Uhr. Herrgott, er mußte ja  
ins Geschäft. Er wusch den Mantel um, rief den Hut vom  
Haken und stürzte davon.

Schletter kam an diesem Abend etwas spät nach Hause.  
Sonst war er immer froh, wenn er heimging. Heute  
grüßte ihn vor dem dumpfen Schweigen, das seit den  
letzten Tagen die Wohnung füllte. Um so mehr war er  
überrascht, als er beim Betreten der Diele aus dem Speise-  
zimmer Lachen und eine laute Unterhaltung hörte. Miß-  
trauisch mufterte er die fremden Kleidungsstücke in der  
Garderobe. Was war denn das nun wieder für ein Ein-  
fall? Als er das Zimmer betrat, empfing ihn lauter  
Lärm.

„Endlich kommt er!“ rief ihm Lissy entgegen.  
Margret begrüßte ihn mit einer Herzlichkeit, als ob es  
nie eine Verstimmung zwischen ihnen gegeben hätte, und  
stellte ihm einen Herrn vor — den fremden Herrn!

„Mein Vetter, Rechtsanwalt Breden aus Stettin und  
seit einer Stunde Lissys Bräutigam“, erläuterte Margret  
und gab Alfred einen sanften Rippenstoß. Unbeholfen  
flatterte Alfred seinen Glückwunsch. Er konnte sich nicht so  
plötzlich in die unerwartete Situation hineinfinden.

„Alfred, gib uns etwas zu rauchen“, bat Lissy.

„Ja, komm, Alfred, du hast den Schreibtisch abge-  
schlossen. Ich konnte nichts zum Rauchen vorlegen“, drängte  
ihn Margret ins Nebenzimmer.

Raum waren sie allein, als Margret ihm einen Finger  
auf den Mund legte: „Nun, bist du immer noch miß-  
trauisch?“

„Ja, aber neulich —“

„Da warteten Breden und ich auf Lissy, die leider  
nicht kommen konnte.“

„Aber das hättest du doch gleich sagen können.“

„Hätte ich vielleicht auch gesagt. Aber ich merkte, daß  
du kein Vertrauen mehr hattest. Das darf ich nicht vor-  
kommen, Alfred, hörst du?“ Sie sah ihn mit feuchten  
Augen ernst an.

Alfred kam sich sehr elend vor. Er zog Margret an  
sich und wollte sie küssen. Aber Margret war noch nicht  
so weit.

„Und der Brief?“ fragte sie mit einem listigen Lächeln.

„Der Brief ist doch irgendein Schwindel!“

„Diesmal hast du recht mit deiner Aufregung, Alfred.“

Den Brief — hat Lissy geschrieben. Wir wollten dir ein-  
mal zeigen, wie leicht es ist, Mißtrauen zu schaffen. Und  
wie sehr alles vom Vertrauen abhängt.“

Alfred atmete auf. Gott sei Dank, jetzt war alles klar.

Er strahlte: „Da habt ihr mir aber eine tüchtige Lektion  
erteilt!“

Es wurde dann noch eine sehr lustige Verlobungsfeier,  
in deren Verlauf Alfred eine erhebende Rede über den  
Wert des Vertrauens zwischen Eheleuten hielt.

Der dänische Kriminalist Gjerlow, der in Dänemark als  
Kriminalist bekannt ist, fand eines Morgens sein  
Arbeitszimmer in größtem Durcheinander vor. Ein Eindreh-  
er hatte buchstäblich das Unterste zu oberst gekehrt, ohne daß  
der Polizeibeamte, der im Nebenzimmer schlief, das geringste bemerkt  
hätte. Die größte Ueberraschung war, daß der Eindreh-  
er außer einer Kiste Zigarren nichts mitgenommen hatte. Er wollte  
offenbar dem dänischen Sherlock Holmes nur eine kleine Lehre  
erteilen.

Dr. Charles Abbo vom Mount Wilson Observatorium hat  
einen Ofen erfunden, der von der Sonne geheizt wird. Ein  
Reflexionsspiegel konzentriert die Sonnenstrahlung auf eine  
Ofenplatte, die sich auf etwa 150 Grad Celsius erhitzt und  
die Wärme längere Zeit speichert. Dieser Sonnenofen soll ein Vor-  
läufer der Sonnenkraftmaschine sein, die zu größeren Energie-  
leistungen verwendet werden kann.

Drei Nagel-  
legion, über  
In einem ge-  
auf abhän-  
vor den Tür-  
Londoner  
„Car“. Hig-  
sein im Roll-  
die Räder tr-  
einem Rad,  
einfieß: Er

Da es t-  
Wagen an-  
drehte die  
eines jungen  
zwischen der  
daß er ein  
als er sich  
Reihe im S-

Higgins  
Von seinen  
genug über-  
busses leiste  
Wagenbach-  
das Straßen-  
Schiffe; da  
Epistel und

Auf der  
Reisende si-  
Stoß Anfi-  
nach. Die  
als dieser  
fragte, ob  
karten habe

Unglau-  
Bürger eine  
Strafgefe-  
die Banfuc-  
Geldschicht-  
war nun r-  
kauf nicht  
heraufkame  
Gruppe en-  
guten Leut-

Man tren-  
wunderte e-  
wo er ein  
so etwas  
mit der S-

„Sie h-  
was für ei-  
tobte Nap-  
ihm stand.  
Wenn Sie  
so ist das  
Cobald

gefocht au-  
daran, ein  
freier Bri-  
nichts von  
der Ex-De-  
in den bu-  
dafür kam

Nicht n-  
ihnen aus-  
der ihnen  
lierten, von  
Higgins h-  
so daß ma-  
als der an-

An B-  
blumige P-  
altes Post-  
verfehlen  
Er hatte e-  
nach Mar-  
die engli-  
daß es b-  
Abend

die man  
Kenntniß  
zu Frank-  
nichts an-  
„Wollt-  
seinem B-  
lieber be-  
wenn no-

Der  
dem  
herber

# Flucht.

Skizze von Paul Richard Greiner:

Drei Nächte durch war Higgins, Defektor von der Fremdenlegion, über afrikanisches Weideland nordwärts gewandert. In einem größeren Orte, den er eines Abends durchzog, standen auf abschüssiger Straße zwei alte Autos, offenbar gewohnt, vor den Türen ihrer Besitzer zu übernachten. Ein ehemaliger Londoner Straßenjunge hat immer eine Ahnung von einem „Car“. Higgins nahm Platz und ließ die Bremse los. Wie er sein im Rollen war, kuppelte er ein. Es knachte verhängnisvoll, die Räder freischten auf dem Sande, und der Wagen hielt mit einem Ruck, wobei sich der Schaffner am Steuer fast die Rippen einstieß. Er hatte die Rückwärtschaltung ertastet.

Da es trotzdem in den Häusern still blieb, kam der zweite Wagen an die Reihe, dessen Motor glücklicherweise Higgins drehte die Scheinwerfer auf und fuhr mit dem Hochgefühl eines jungen Kraftwagenbesitzers davon. Nach etlichem Händeln zwischen den Straßenrändern hatte er den Rauber so weit weg, daß er ein schönes Stück vorwärts kam, bis beim Morgenrauschen, als er sich nach einer Biegung plötzlich vor einer Kuh fand, die Reihe im Straßengraben endete.

Higgins beschloß sich wieder auf Nachtmärche im Gebirge. Von seinen geretteten Ersparnissen blieb ihm schließlich noch genug übrig, daß er sich die letzte Etappe an Bord eines Autobusses leisten konnte. Zwischen einem Dugend Arabern auf dem Wagenbuche hockend, zog er eines strahlenden Vormittags in das Straßentreiben Algiers ein. Da war der blaue Hafen voller Schiffe; da gab es aber auch die Geheimpolizisten, Zollbeamten, Späher und die Prämie auf den Fang eines Defektors.

Auf der Terrasse eines Kaffeehauses sah Higgins englische Reisende sitzen. Er erwartete für sein letztes Kleingeld einen Stoß Ansichtskarten und tat es den eingeborenen Händlern nach. Die Gesichter der Globetrotter wurden nicht wenig lang, als dieser zerlumpte Araber sie im reinsten Coden-Englisch fragte, ob die Ladies und Gentlemen nicht ein paar Bilderpostkarten haben möchten, mit hübschen Palmen drauf.

Unglaublich, mit welcher Beifertigkeit ehrliche Staatsbürger einem Defektor Vorstöße zu leisten und damit gegen Strafgesetze zu verstoßen imstande sind. Dabei schoben sie ihm die Banknoten heimlich zwischen den Postkarten zu, mit einer Geschicklichkeit, die Berufsgewinnern Ehre gemacht hätte. Higgins war nun reich genug für neue Kleidung, wagte aber den Einkauf nicht selbst. So paßte er auf die Leute auf, die vom Hafen heraufkamen, und wiederholte seinen Kartentrick mit einer Gruppe englischer Matrosen. Nach einer Stunde gingen die guten Leute wieder vorbei und gaben ihm Pakete zum Tragen. Man trennte sich dann unauffällig, und der „Eingeborene“ wanderte am Meere entlang bis zu einhundert Felleisenstücken, wo er ein wundervolles Seebad nahm. Dem Aussehen nach so etwas wie ein bätiger Seemann auf Landurlaub, fuhr er mit der Straßenbahn in die Stadt zurück.

„Sie blühender junger Mann, haben Sie eine Ahnung, in was für eine schmutzige Suppe Sie mich da bringen können?“ tobtte Higgins nach, als das geschwollene Gesicht an den Vor ihm stand. „Gehen Sie in die Hölle oder wohin Sie sonst wollen! Wenn Sie in ein Bunterloch fallen, Sie blumiger Landstreicher, so ist das auch nicht meine Sache, verstanden?“

Sobald man auf offener See war, wurde Higgins halb gefochten aus dem Bunker gezogen. Er fieberte, und man ging daran, seine Mundgegend zu behandeln. Da er sich nun als freier Britte auf einem britischen Schiffe fühlte und natürlich nichts von dem Unheil ahnte, das noch kommen sollte, wurde der Ex-Regionär bald wieder munter. Seine Flucht malte er in den buntesten Farben aus. Von der Kuh jagte er nichts, dafür kam ein Abenteuer mit einem Löwen dazu.

Nicht weit vor Gibraltar tauchte das Unheil plötzlich neben ihnen aus dem Nebel auf, in Gestalt eines Frachtdampfers, der ihnen in die Seite kam. Sie hatten keine Minute zu verlieren, von ihrem untergehenden Schiff zu springen. Dem kranken Higgins hatten sie schnell einen Rettungsgürtel umgebunden, so daß man ihn mit den übrigen aus dem Wasser fischen konnte, als der andere Dampfer bedrohte, um sie aufzunehmen.

An Bord näherte sich Kapitän Bad dem Defektor: „Die blumige Flagge gesehen, eh? Sie heißen Herbert Jones, Sie altes Postkutschengesicht, und sind seit Port-Said bei uns als Decker, verstanden Sie mich?“ — Der „andere Dampfer“ war ein Frachter. Er hatte keinen großen Schaden gestitten und fuhr geradenwegs nach Marseille weiter. „Keine Löwen in Frankreich!“ trösteten die englischen Seeleute den Regionär; aber alle Welt sah ein, daß es böse stand.

Abends wurde von den Lichtern der Balearen gesprochen, die man im Vorbeifahren sah. Als einer mit geographischen Kenntnissen Higgins schwor, daß diese gezeichneten Inseln nicht zu Frankreich gehörten, riefte sich der Fiebernde auf: „Bleibt nichts anderes übrig als loschwimmen, verdammt!“

„Vollkommen verrückt, er kommt nicht lebend hinüber bei seinem Zustand“, sagte einer der Kameraden. „Ich werde ihn lieber begleiten“, fügte er hinzu und erhob sich. — „Weiter, wenn noch ein zweiter dabei ist“, bemerkte ein anderer und

## Heberaufender Besuch.

Piffi hat einen kleinen Ausflug gemacht. Wie groß ist sein Erstaunen, als er zurückkehrt und seine Hütte sieht, in der sich zwei junge Lämmer zu Besuch eingefunden haben.

Suchte nach einigen Korkgürteln. So sprangen sie zu dritt heimlich über Bord in das rauschende Wasser. Die Lichter des französischen Dampfers entfernten sich in der Nacht.

Higgins saß heute seine Autolampfen als Londoner „Taxi-driver“ fort. Außer dem Löwen kommen jetzt in seinen Erinnerungen auch noch zwei oder drei Haisjäger vor.



## Der Mann, der ein „Zoo“ möbliert . . .

Reportage vom größten Raubtierhandel der Welt

Von Hermann Reinecke:

Es war im Sommer 1934, als ich in einem ausländischen Zoo — es war in Kopenhagen — einen entzückenden, ganz kleinen Elefanten bewunderte, der innerhalb weniger Wochen das verhäthelte Lieblingstier der Kopenhagener geworden war. Tag für Tag brachten die Autobusse neue Menschenmassen nach Frederiksberg — das Elefantenbaby war nun einmal der Clou des Zoos.

Einige Wochen später sah ich mir den Zoologischen Garten in Hannover an, und was entdeckte ich zu allererst? Den kleinen, drolligen Elefanten aus Kopenhagen. Still und friedlich trampelte er hinter dem Gitter auf und ab und schwang mit halber Kraft seinen Rüssel, um den Zunder an sich zu holen, den ihm die Besucher durch die eisernen Stäbe reichten (was ja eigentlich verboten ist, aber na ja...).

Wie kam das Elefantenbaby nach Hannover? Rauberei dürfte kaum im Spiel gewesen sein. So kam es, daß ich anfangs, mich für den größten Tierhandel der Welt zu interessieren. Durch ihn ist nämlich das dicke Baby zuerst nach Kopenhagen und dann nach Hannover gebracht worden. Von solchen Geschäften lebt der Tierhandel, und weil Kaluta knapp ist, widmet er seine Transaktionen oft sogar bewußtlos ab. Modernster Tauschhandel mit Groß- oder Raubtieren! Zug um Zug: hier halt Du einen Haufen kleine sibirische Raubtiere, gib mir Deinen Elefanten dafür!

„Diese Schlangen hier habe ich Ihnen gratis mitgebracht!“ sagt Hermann Ruhe, der Besitzer des hannoverschen Zoos, der zugleich der bedeutendste Tierhändler der Welt ist, „sie sind von prachtvoller smaragdgrüner Farbe und stammen aus Südamerika.“

„Wie heißen sie denn?“ fragt der Direktor des Zoos in Kopenhagen, der den Gast aus Deutschland vom Hauptbahnhof abholt und wirft einen neugierigen Blick auf die Kiste mit den Luftlöchern.

„Hundertkopfschlangen!“ Ein merkwürdiger Name, ebenso merkwürdig und geheimnisvoll wie die unheimlich sich schlängelnden (im übrigen aber ziemlich ungefährlichen) Tiere selbst.

Hermann Ruhe... Der Laie, der noch nie etwas von solchen Dingen gehört hat, wird den Kopf schütteln, wenn er hört, daß der größte Tierhandel der Welt irgendwo in einem Städtchen des hannoverschen Untergebiets ist — in Alfeld an der Leine.

Alfeld an der Leine? Du lieber Himmel — sind nicht die berühmten Hagenbeds in Hamburg-Stellingen die größten Tierhändler der Welt? Sie sind es nicht, sie besitzen zwar den größten und schönsten deutschen Tierpark, in dem sie einen einzigartigen Tierbestand angelegt haben, aber als Handel und Weiterverkauf ist Ruhe in Alfeld nicht zu schlagen. Sein Zoo in Hannover dient daher nicht denselben Zwecken, wie der Hagenbed'sche Tierpark, er ist nur ein kleines Nebengeschäft vom ganzen Betrieb, und man darf nicht den Fehler begehen, diese beiden Dinge miteinander vergleichen zu wollen. In Alfeld hingegen befindet sich die Haupt-Tierfarm, deren Quarantänestation allein so groß ist, daß sämtliche Tiere, die Ruhe irgendwo in der weiten Welt unterwegs hat, bequem darin untergebracht werden können.

„Wie alt ist Ihr Unternehmen schon?“ fragt der Unterwiewer.

„Wir feiern bald unser 75jähriges Jubiläum!“ antwortete der Mann, der die europäischen „Zoos“ möbliert. „Mein Großvater hat das Unternehmen gegründet, und mein Vater kaufte unseren gefährlichsten Konkurrenten auf, damit wir freie Bahn bekamen. Nach seinem Tode wurde ich der oberste Leiter für Europa, während meine beiden Brüder unsere Niederlassung in Newyork dirigierten.“

„Dart ich mir eine Frage erlauben?“

„Hermann“, wie ihn die Großwildjäger Europas unter sich nennen, blinzelt den Reporter an. „Na, dann fragen Sie mal los!“

„An welchem Tiergeschäft verdienen Sie am meisten? Wenn Sie wünschen, verpöche ich, es nicht in die Zeitung zu bringen.“

„Sie werden sich totlachen!“ erwidert „Hermann“, „am besten verdienen wir — an Kanarienvögeln!“

„Ach du lieber Himmel!“

„Ja, das können Sie wohl sagen“, fährt „Hermann“ fort, „aber lassen Sie mal auf: wir haben jährlich rund eine Viertelmillion Kanarienvögel um!“

Das ist ein nettes Quantum Sticht mal einer, dann bedeutet das keine Katastrophe, nicht

aber auf dem Transport ein Elefant, dann wissen Sie ja, was das heißt. Meist unsere Filiale in Newyork hat einen Massenumsatz in Kanarienvögeln. Manchmal kommen wir auch auf eine halbe Million jährlich.

„Wann schwebten Sie zum ersten Male in Lebensgefahr, Herr Ruhe?“

„Lebensgefahr?“ kommt die sehr erstaunte Frage. „Ich sehe schon, Sie haben noch nicht die richtige Vorstellung von einer Tiergroßhandlung. Also: das letzte Mal schwebte ich in Lebensgefahr, als ich auf einem Elefanten ritt und der mit mir durch den Park ausreiten wollte.“

„Ist etwas dabei passiert?“

„Nein, mein lieber Herr — und außerdem war ich damals acht Jahre alt!“ lacht Hermann Ruhe und winkt einer Taze, um ins Hotel zu fahren.

## Aus der Försterei geplündert.

## Ein paar Böde nicht geschossen . . .

Von W. J. Rudolph:

Um eins möchte ich bitten bei diesen beiden kleinen Geschichten: Nur nicht gleich die Hände heben und beschwörend „Jägerlatein!“ ausruufen! Der mir diese Sache erzählte, ist ein braver Förstermann, und ich kann seiner Meinung nur beipflichten, wenn er sagt, daß gerade die Wirklichkeit die unwahrscheinlichsten Jagdgeschichten schreibt.

## Der verärgerte „Sechser.“

Wenn Ereignisse wie diese Geschichte mit dem Sechserbod sich oft zugetragen hätten, würde es das Ende jeglichen Jägerlateins bedeuten, denn dann wäre jeder Jäger vollumfänglich damit beschäftigt, die wahren Erlebnisse von der Jagd zu erzählen.

Es begab sich, daß Jägerjagd war, und die Jäger stiefelten über das Feld. Einer der Jagdteilnehmer bemerkte dabei vier Rehe, die sich auf dem Ader niedergelassen hatten, und die keineswegs daran dachten, beim Nahen der Grünrode beschleunigt die Spiegel zu zeigen. Drei von ihnen entflohen zwar, aber das vierte schlummerte seelenruhig weiter.

Die Jäger nahmen die Hunde an die Leine und traten hinzu, um den Fall zu betrachten. Ein kapitaler Sechserbod war es, der hier so sanft und selig schlummerte und auch die Annäherung von Menschen und Hunden fast unmittelbar vor seiner Lagerstatt annehmend nicht störend empfand. Vielleicht legte er es auch bei Jägern als selbstverständlichen Anstand voraus, daß sie die Heiligkeit des Schlafes respektieren würden.

Wie mitunter, so erwies sich auch diese Rechnung auf Anstand als irrig. Die Jäger besprachen mit hörbarer Lautstärke den kuriosen Fall, die Hunde blafften los — kurz: es war auf die Dauer eine unerquickliche Schlummermusik.

Und da mußte auch wohl der Rehbod einsehen, daß es jetzt mit dem Schlafen an dieser Stelle doch nichts mehr werden sollte. Er rällete sich verdrossen, stellte sich gähnend auf seine vier Läufe und maß die verdubte Jagdgesellschaft mit einem wenig freundlichen Blick. Dann drehte er Hunden und Jägern die Rückseite zu und trottete in den nahen Wald.

Der Oberförster, der dabei war, schwort heute noch Stein und Bein, daß er nie wieder ein solch gerütteltes Maß von Verächtlichkeit an einer einzigen Stelle erlebt hätte.

## Das Reh am Gewehr.

Es ist eine Vinsenwahrheit, daß die richtige Sache in der unrichtigen Hand nichts nützt. Beispielsweise: was soll ein Reh mit einem Schießgewehr anfangen?

Eine Geschichte wie diese kann aber auch nur einem ausgeprochenen Sonntagsjäger passieren.

Verlegter Jägermann ging auf die Jagd, ein Reh zu erlegen. Ein Reh schießt may — das hat sich auch in Nichtjagdkreisen herumgesprochen — am besten von einem Versteck oder, um bei dem Fachausdruck zu bleiben, vom Anstand aus. Der Jäger also, der den Bod schießen wollte, suchte sich zunächst einen solchen Anstand aus.

Wer sucht, der findet, und unser Jägermann fand einen feinen Zweigen durchaus geeignet erscheinenden Eichbaum. Er lehnte seine Flinte vorsichtig an einen Ast und kletterte zunächst einmal zur Probe auf den Baum. Wie er gerade oben angelangt war, hörte er unten im Laub etwas rascheln. Er hielt den Atem an und spähte vorsichtig hinab. Das Bild, das sich ihm bot, wird er vermutlich nie in seinem Leben vergessen.

Der Jäger Rimrods erblickte nämlich den Busch und an diesem genau so, wie er sie hingestellt hatte, seine gute Büchse. An der Büchse aber schnupperte neugierig und unbefangenen das Reh, das er erlegen wollte —

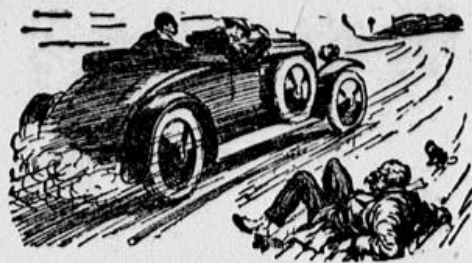
Möchten Sie, vorausgesetzt, daß Sie ein Jäger sind, einem Reh unter diesen Umständen begegnen?

So kam es, daß dieses Reh vielleicht heute noch lebt und der Jägermann, wenn sein Appetit auf Rehbraten unbezähmbar gewesen sein sollte, sich eine Portion Rehbraten in einer Wildhandlung hätte kaufen müssen.



Eine neue Jugendherberge am Vogelsberg.

Der Vogelsberger Höhenklub hat sein an der Herchenhainer Höhe unmittelbar unter dem Hoherodskopf in 730 Meter Höhe gelegenes Vater-Bruder-Heim dem Jugendherbergsverband zur Verfügung gestellt. Das Heim ist mit Wasserleitung und Heizung versehen und bietet etwa 100 Personen Unterkunft.



# Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Dehmel

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

1.  
Entlassen! — Was nun?  
„Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen“, sagte der Proturist mit fühlbarer Räte im Ton, „und ich glaube nicht, daß Sie Ihnen Vergnügen bereiten wird.“  
Frederick Johnston, der eben im Begriffe war, den Kermesshändler überzugehen, hielt verwundert inne und sah den anderen fragend an. Der Fremde nachlässig in den Papieren, die vor ihm auf dem Tische lagen und hob dann die Augen, graue Geschäftsmannsaugen, die schadenstroph glitzerten.  
„Wir sehen uns leider gezwungen, auf Ihre Dienste zu verzichten. Sie sind entlassen.“  
Frederick Johnstons junges Gesicht verzog sich zu einer unglaublichen Grimasse.  
„Ich höre wohl nicht recht?“ stotterte er.  
„Doch, Sie hören ganz recht. Ich wiederhole es: Sie können gehen, Sir.“  
Dem Angefertigten dämmerte die Gewißheit auf, daß die Worte des Proturisten ernst gemeint waren. Man hatte gegen ihn einen Schlag geführt, mit dem er nie gerechnet hatte. In den zwei Jahren, die er im Bankhaus Madison & Sons tätig war, hatte er sich stets tadellos verhalten und auch nicht weniger geleistet als die anderen. Und er hatte sich aus diesem Grunde daran gewöhnt, seine Stellung als gefestigt anzusehen und eine Entlassung auch nicht einmal im Traume erwartet. Nun aber stellte man ihn, wie es schien, vor eine vollendete, nichtsdestoweniger aber unangenehme Tatsache. Jeder Zug seines Gesichtes verhärtete sich.  
„Und darf ich vielleicht erfahren, aus welchem Grunde man mich hinauswirft?“  
Der Proturist setzte sich nieder und rieb sich die Hände, während ein höhnisches Lächeln wie festgefroren auf den dünnen Lippen seines breiten Mundes lag.  
„Wir sind in keiner Weise verpflichtet, über die Gründe unserer Verfügungen irgendwelche Auskunft zu erteilen. Im Anstellungsvertrag steht nichts davon. Darüber sind Sie sich doch im klaren?“  
„Allerdings!“ Frederick Johnstons sportgeflächter Körper, dem man unablässiges Training ansah, straffte sich. „Trotzdem — ich gab keinen Anlaß, mich so ohne weiteres abzulassen.“  
„Stimmt, Sir. Wir haben auch nichts gegen Sie, waren stets mit Ihnen zufrieden.“  
„Weshalb aber das?“  
„Weshalb? Ich will es Ihnen sagen, obgleich keine Verpflichtung besteht, es zu tun.“  
„Ich bin sehr neugierig“, bemerkte Frederick Johnston mit bitterem Sarkasmus.  
„Haben Sie schon von der Weltreise gehört?“  
„Weltreise?“ Ein verärgertes Lächeln überflog Frederick Johnstons braunes Gesicht, in dem sich die Haut wie Pergament ausnahm. „Selbstverständlich. Ich nehme an, es ist nicht Ihre Absicht, mich aufzusuchen.“  
„Keineswegs. Ihre Entlassung hängt mit dieser Reise zusammen, die nun auch die geringen Arme nach der Südafrikanischen Union ausstreckt. Das Mutterland hat Ueberfluß an unbefähigten Kräften. Nicht genug damit, daß es uns ein Heer von Beamten ins Land schickt, will es uns in neuester Zeit auch seine Arbeiter andrehen. Aber die Regierung in Capetown ist anderer Ansicht und ergreift trügliche Gegenmaßnahmen. Es kam eine Anweisung, laut welcher wir alle gebürtigen Engländer entlassen müssen und statt dessen nur Südafrikaner einstellen dürfen.“  
„Ah!“  
„So ist es. Ja, und wir wissen, daß Sie in England geboren sind. Stimmt das?“  
„Ich kann es nicht leugnen. Freilich hätte ich mir nie träumen lassen, daß meine englische Staatsangehörigkeit mir in einer britischen Kolonie zum Nachteil gereichen könnte.“  
„Sie irren“, wies ihn der Proturist scharf zurecht. „Die Südafrikanische Union ist keine britische Kolonie, sie ist ein Selbstverwaltungskörper mit eigenem Parlament und hat mit dem Mutterlande nicht mehr viel gemeinsam. Das sollten Sie nachgerade wissen, Sir.“  
„Immerhin — es ist und bleibt eine Gemeinschaft. Was soll ich nun anfangen?“  
Der Proturist rief die Assistenten.  
„Das ist Ihre Sache. Ich würde Ihnen anempfehlen, heimzukehren, denn ich glaube nicht, daß Leute aus dem Mutterlande in der nächsten Zeit bei uns gute Aussichten haben werden. In England wird sich die Regierung auf irgendeine Weise Ihrer annehmen müssen. Hier dürfen Sie keine solchen Aussichten besitzen. Tun Sie, wie ich Ihnen riet, es ist das Beste, was Sie machen können.“  
„Womit soll ich heimfahren? Mir fehlen die Mittel, auch nur die Ueberfahrt zu bezahlen.“  
„Wir geben Ihnen ein Monatsgehalt, trotzdem im Vertrag nichts davon steht.“  
„Ein Monatsgehalt?“ Frederick Johnston beugte sich über den Tisch. „Das soll reichen?“  
„Ist Ihre Sache, wie Sie damit auskommen. Hier, die fünfzehn Pfund.“  
Der Proturist hob die Scheine über die Tischplatte dem anderen zu und legte Quittung und Feder zurecht. Aber Frederick Johnston wollte noch immer nicht recht daran glauben. Diese Entlassung war zu überraschend gekommen, um ihn nicht zu entmutigen.  
„Nehmen Sie“, drängte der andere. „Ich habe nicht viel Zeit.“  
In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und ließ einen breitschultrigen, sonnenverbrannten Mann herein, der einen hart mitgenommenen Lederanzug trug und an

das Schattfenster herantrat. Aus einem verwitterten, glattrasierten Gesicht funkelten scharfe Augen durch das Glas, Augen, denen man es ansah, daß sie in die Weite zu schauen gewöhnt waren. Der Proturist wandte sich dem Besucher zu und öffnete den Schalter.  
„Womit kann ich dienen?“  
„Bloß 'n Schek von William Ramsay aus Kabilia“, antwortete der Fremde und schob das Papier dem Trager zu.  
Der Proturist schien interessiert, mehr, als dies sonst der Fall war.  
„Von Ramsay, dem Händler?“  
„Schähe, 's wird so sein, Sir.“  
Der Proturist studierte die Unterschrift eingehend, verglich sie mit anderen.  
„Stimmt“, bemerkte er dann. „Sie bekommen tausend Pfund, Mr. Dodd.“  
„Freut mich“, grinste der Mann.  
Der Proturist fertigte die Anweisung für den Kassierer aus und überreichte sie dem Fremden, den er neugierig musterte, um dann zu fragen:  
„Telefantentäger?“  
„Ja.“  
„Gute Geschäfte gemacht?“



Mr. Dodd zeigte keine Neigung, sich in ein Gespräch einzulassen. Er brummte etwas Unverständliches vor sich hin und entfernte sich grüßlos. Der Proturist schloß das Fenster und lehnte Frederick Johnston sein Gesicht zu.  
„Haben Sie schon untertrieben? Ja? Vortrefflich!“  
Frederick Johnston steckte die fünfzehn Pfund ein und nahm den Hut. Aber des Proturisten Laune besserte sich zusehends. Er wurde redlich.  
„Was werden Sie nun anfangen?“ rief er Johnston nach.  
„Das weiß der liebe Himmel! Diese fünfzehn Pfund sind alles, was ich besitze.“  
„Machen Sie's so wie William Ramsay. Ist auch ein Engländer, genau wie Sie. Er kam vor etwa fünf Jahren ohne einen Penny nach Rhodesia und auch hierher zu uns, nach Livingstone. Damals waren die Zeiten freilich noch besser wie heute. Wenn einer tüchtig war, konnte er es auch hier in Livingstone zu etwas bringen. Aber Ramsay hatte für das Philistertum in zivilisierten Gegenden und für den freien Wettbewerb nicht viel übrig. Er ging in die Caroo, durchstreifte die Kalahari, machte in Gold und Elfenbein. Jetzt sitzt er in Kabilia, irgendeinem Niggedorf an der Grenze von Angola und ist ein reicher Mann. Sein Guthaben in unserer Bank beläuft sich auf mindestens fünfzigtausend Pfund — ungerechnet die Aktien, deren Kurs ständig schwankt. Es sollte mich wundern, wenn dies alles wäre, was er besitzt. Er ist ein schlauer Fuchs und hat sich gemäß durch Einzahlungen bei anderen Banken sichergestellt.“  
Frederick Johnston hörte nur mit halbem Ohr hin. Der Proturist war ihm widerwärtig, denn er hatte diesen eingeleisteten Wuren im Verdacht, bei seiner Entlassung eine nicht ganz passive Rolle gespielt zu haben. Er überließ die Hand, die jener ihm zum Abschied hinstreckte und entfernte sich mit kurzem Gruß. Er dachte nicht daran, bei einem der anderen Angestellten vorzusprechen; sie waren ihm gleichgültig und ein wärmeres Verhältnis hatte nie stattgefunden.  
So schied Frederick Johnston lang- und klanglos aus dem Bankhaus Madison & Sons.  
Die Welt erschien ihm felsam dunkel und trübselig, trotzdem gleißender Sonnenchein auf der staubigen Straße lag und sich im blauen Glas der Schaufenster spiegelte. Es war in den ersten Nachmittagsstunden und die Hitze kaum erträglich. Frederick Johnston schritt, wenn auch nicht allein der Wärme halber, sondern zum guten Teile deshalb, weil ihn die Alltagsorgen einheizen. Er durchschritt die Straßen und begab sich in sein Quartier, wo er kündigt, einen Restbetrag zahlte, der etwa zwei Pfund seines ohnehin geringen Vermögens verschlang und dann seine Sachen zusammenpackte. Fort mußte er, das war einmal klar. Weniger klar war ihm, wohin er sich wenden sollte. Alle Pläne scheiterten an dem drückenden Geldmangel, an dem er litt. Die Zeit war nicht danach, jemanden anzupumpen, ganz abgesehen davon, daß er keinen Menschen gut genug kannte, um so etwas wagen zu dürfen. Er hatte zu einfach gelebt und es nicht verstanden, sich in Livingstone Freunde zu erwerben. Stets hatte er sich über die Leuten lustig gemacht, die, meistens aus Südafrika stammend, mit Intelligenz und Lebensart nicht übermäßig geeignet waren. Die Art, wie sie sprachen, dachten und handelten, ließ ihn ab. Ihre primitiven Lebensgewohn-

heiten und die Anschauungen, die sie äußerten, waren ihm, der aus England kam und eine gute Erziehung genossen hatte, ein Grauel. Er begriff weder die öffentlich zur Schau getragene, unblutige Religiosität, noch die heimlich geübten Ausschweifungen, die in rohen Vergnügungen, dem Gelschmack der Nigger würdig, gipfelten.  
Als Frederick Johnston mit dem Paken fertig war, fand er, daß sein bisheriges Hab und Gut nicht einmal einen Reisefad mäßigen Umfangs ausfüllte. Diese Entdeckung machte ihn vernünftiger, wandert es sich doch mit geringem Gepäck besser als mit einem Transportzug von Gütern, wie ihn manche Menschen unserer Zeit brauchen, um sich auch nur einigermaßen wohl zu fühlen.  
Ehe er ging, betrachtete er sinnend seine Schuhe. Es waren Lederschuhe feinsten Formats. Er fand, es werde nicht gut möglich sein, mit solchen Dingen an den Flossen durch die Caroo zu wandern. Nicht etwa, weil man sich mit ihnen Hühneraugen treten konnte; dazu war das Leder zu weich. Aber der Sand, dieses Merkmal der Kalahari, schädigt Sohlenleder mehr als es steiniger Boden tut. Um durch die Caroo zu wandern, mußte man derbe Stiefel auf den Füßen haben, sonst kam man nicht weit. Hierauf betrachtete Frederick Johnston seine Hosen. Sie waren gestreift wie ein Zebra und lang wie ein Giraffenhals. Sie reichten fast bis zu den Fersen hinab — echter Zimmetp. Es stand zu befürchten, sie würden in der Caroo als die reinsten Sandfänger wirken und dem Vorwärtkommen eines auf seine Spazierhölzer angewiesenen Wanderers höchst nachteilig sein. Vermutlich würden sie rutschen und unter die Absätze geraten. Ein nicht zu unterschätzendes Hindernis! Wie gelagert, Frederick Johnston war klug genug, das Unpraktische seiner modernen Ausstattung einzusehen. Wie aber dem Uebelstande abhelfen? Am meisten empfahl es sich, gute Stiefeln und Hosen anzuschaffen. Leider besaß Frederick Johnston weder die einen noch die anderen. Zum Polopspiel hatte er Stiefel und Lederhosen stets vom Vater geerbt. Jetzt mußte man die Dinger eben kaufen. Es fragte sich nur, womit dies zu tun wäre. Johnston hatte nämlich durchaus kein Geld außer dem Gehalt, das ihm der Proturist zum Abschied auszahlte. Dieses Livingstone war ein verdammt teures Nest und der junge Mann hatte es nicht verstanden, Ersparnisse zu machen. Eine ärgerliche Geschichte das! Er dachte angestrengt nach. Und dann hatte er einen Ausweg gefunden.  
2.  
„Sicheln Sie einen Wagen, Sir!“  
Frederick Johnston begab sich zunächst in Caspess Store. Der lag etwas abseits vom großen Verkehr in einem Gäßchen, das auf Sauberkeit keinen besonderen Wert legte, da Hyänen und Schakale allmählich das holprige Pflaster von den darübergeschüttelten Abfällen befreiten. In Caspess Store konnte man so ziemlich alle Gebrauchsgegenstände zu verhältnismäßig geringen Preisen bekommen, denn der Inhaber begnügte sich stets mit etwa hundert Prozent Gewinn. D, er war ein ehrenwerter Geschäftsmann!  
Als Frederick Johnston durch die Ladentür herein-  
gondelte, war Caspess gerade damit beschäftigt, einem abgetragenen schwarzen Rod mittels schwarzer Linte ein ungebrauchtes Aussehen zu verleihen. Er unterbrach seine ebenso interessante wie einträgliche Beschäftigung und wandte das hagere Gesicht dem Besucher zu.  
„Womit kann ich dienen, Sir?“ fragte er dienst-  
beiläufig.  
„Was sagen Sie zu meinen Hosen und Schuhen?“ gegenfragte Frederick Johnston.  
Caspess kniff die Augen ein, beugte sich über den Laden-  
tisch und unterzog den jungen Mann einer eingehenden Besichtigung.  
„Einigermassen abgetragen“, lautete sein abschließendes Urteil.  
„Sie sind wohl auf den Kopf gefallen? Es ist drei Wochen her, daß ich sie kaufte.“  
Caspess hob die Schultern mit bedauerndem Kopfschütteln.  
„Sie wollten mein Urteil hören. Ich gab Ihnen meine Meinung zu verstehen. Das ist alles. Ich wollte gar nicht wissen, wann Sie diese abgetragenen Sachen kauften.“  
„Sie sind ein verdammt Gurgelabschneider, Caspess“, dozerte Johnston.  
„Doch um die Sache kurz zu machen: Ich wünsche diese Dinger gegen leberne Reitkufen und ein Paar ordentliche Stiefel einzutauschen. Was sagen Sie dazu?“  
Caspess überlegte eine Weile.  
„Können wir machen“, entschied er hierauf. „Gebulden Sie sich einen Augenblick.“  
Zehn Minuten später verließ Frederick Johnston Caspess Store als ein gänzlich verwandelter Mensch. Er hatte nicht nur Hosen und Schuhe, sondern auch Rod, Weste, Hut und Taschenuhr hingegeben. Dafür hatten seine Beine in ein Paar festen Lederhosen, die Füße in Schattstiefeln, an denen ein Paar Sporen klirrten. Letztere fand Johnston freilich überflüssig, verließ aber auf später, sie abzunehmen. Ein braunes Baumwollhemd bedeckte den Oberkörper, ein breitkrempiger Hut den Kopf. Ein Gürtel mit einer Revolvertasche, in der ein etwas altmodischer, sechs-schüssiger Bulldog ein behagliches Dasein fristete, hing an den Lenden.  
(Fortsetzung folgt)

# Mit dem Motorrad durch Vorderasien

Eine abenteuerliche Wüstenfahrt

Von Georg Lechner

(4. Fortsetzung.)

## Es gibt überhaupt keinen Weg

Wolken bedecken den Himmel. Regen, mit Hagel vermisch, prasselt auf mich nieder. Ich halte scharf Ausschau, kann aber den Weg nicht finden. Wohl sehe ich ihn in der Ferne, aber wie dahin gelangen? Endlich habe ich's. Es gibt überhaupt keinen. Man muß einen steilen, steinigen Abhang hinunterfahren, durch einen ausgetrockneten Flußlauf hindurch und irgendwo am Ufer wieder hinauf. — Schwer windet sich mein Rad über die faustgroßen, vom Wasser rundgeschliffenen Steine des Flußbettes. Mit äußerster Mühe geht es den gegenüberliegenden Uferhang hinan.

Raum 13 Kilometer von Bir es Seba entfernt, stoße ich auf die ersten Ausläufer der Sanddünen. Wie Mehl rinnt der Sand im Abendwinde, ohne Unterlaß, läuft über den Weg und verwischt nach wenigen Minuten die Spur meines Rades. Wie lange Arme greifen die Wehen über den Boden, ich fahre, der Sand rieselt und rieselt, und man hört es nicht. Unheimlich muß es in der Wüste sein, wenn die erstarrte Masse des Sandes sich in Bewegung setzt.

Sinnend fahre ich weiter. Immer tiefer senkt sich die Sonne. Es wird kühl und ich friere. Auch bin ich sehr müde und sehne mich nach Ruhe. Fahre ich überhaupt auf dem richtigen Wege? ... Es muß doch Asludsch, die nächste Poststation, nicht mehr weit sein. Endlich in der Ferne ein schwacher Lichtschein. Die Dämmerung wird immer tiefer. Ich muß scharf bremsen, denn ein steiler Abhang taucht plötzlich vor mir auf. Den Scheinwerfer eingeschaltet! Langsam in das Flußbett hinab. Dann steht das Rad im sandigen Geröll. Schwer müht sich die Maschine. Aus aller Kraft schiebe ich mit, langsam die Kuppelung einlassend. Vergebliche Mühe. Ich muß den Flaschenzug auspacken. Was für eine herrliche Einrichtung! Wie leicht ziehe ich die Maschine mit den Drahtseilen hinauf!

Da — in der Ferne sehe ich endlich Licht. Mit verdoppelter Kraft ziehe ich an meinem Motorrad. Immer wieder ein Stückchen vorwärts. Drüben hat man meinen Scheinwerfer schon bemerkt. Jemand geht von einem Häuschen zum anderen mit einer Taschenlampe. Schweigend hebt der Beamte die Hand, gebend dem Lichtstrahl schließt er einen Moment die Augen. Man hat mich schon erwartet. Das Bett im Rathaus ist bereit. In einigen Minuten ist mein Motorrad in einer Garage untergestellt — in einer richtigen Garage.

Morgen geht es weiter — nach Kgypten hinein.

## Der Flugand will mich fressen!

### Nach bei christlichen Menschen

Das Nachbarn in dem großen ägyptischen Rathaus kostet zehn Pfaster. Neugierig sehen mich die Araber an, keiner von ihnen versteht englisch, und ich muß meine letzten Kenntnisse der arabischen Sprache zusammennehmen, um mich verständlich zu machen. Nachdem ich ihnen einige arabische Zeilen gezeigt habe, die über mich berichten, werden sie sehr aufgeschloffen. Mein Motorrad wird in einem Eingeborenenhaus untergebracht. Seit Wochen verfolge ich nichts mehr, denn ich bin in einem Lande, wo ein Diebstahl außerordentlich selten ist. (Kraus ist etwas anderes. Dem Stärkeren gehört die Welt!) Ich lasse das Geld offen auf dem Tisch liegen, während das Zimmer von Arabern überfüllt ist, die in ihrer schmutzigen und zerfetzten Kleidung um mich herumstehen. Der eine oder der andere nimmt meinen Geldbeutel in die Hand, betrachtet aufmerksam die einzelnen Geldscheine der verschiedenen Länder und zeigt sie mit unverständlichen Bemerkungen den anderen. Dann legt er sie wieder auf den Tisch. Nachdem alle gegangen sind, zähle ich nach. Nicht eine Banknote fehlt.

### Nachbruch im Wüstenland!

Ein paar Kilometer nach der Abfahrt biegt ein Weg nach El Kisch ab. Das Rad läuft leicht, der Motor arbeitet gut. Ich bin in better Laune, denn Pannen auf solchen Wegen sind etwas Selbstverständliches. Wenn nichts Schlimmeres geschieht, so ist die Einatmungsbegeisterung ein Kinderpiel. Raum habe ich das gedacht, so taucht eine von Regen verwaschene Stelle auf. Ich brems, aber zu spät. Mit aller Macht haut das Motorrad in die Rinne. Ein lautes Knallen und dann Stille. Ich habe Furcht, mich zu rühren. Irgendwo, irgend etwas ist gebrochen. Leise läuft der Motor weiter. Vorsichtig schalte ich den ersten Gang ein. Vielleicht habe ich noch einmal Glück. Da neigt sich langsam der Beiwagen und legt sich auf mein Bein. Die Verbindung zwischen dem Beiwagen und dem Motorrad ist also gebrochen. Und das beim eigentlichen Beginn der Wüstenfahrt! ... Aber den Kopf nicht verlieren. Was kann mir noch passieren? Wenn ich in der nächsten Station überfällig bin, so wird man mich suchen. Besser ist aber, wenn ich alles versuche, um den Schaden zu beheben.

Die Lasten werden abgeladen, das Benzin wird mit Dedon zugedeckt, damit die Kannen von der Sonne nicht überhitzt werden. Nun heißt es erfindetlich sein. — Nach einem halben Tag bin ich schon soweit, daß ich den Beiwagen unter Zuhilfenahme von Erbsen und Riemen sowie eines Strides von meinem Flaschenzug fest mit der Maschine verbunden habe. Nur weiter ... und es geht tatächlich.

Eine Wüstengegend, wie ich sie noch niemals sah, gleitet an mir vorüber. Ungeheure Flächen mit kleinen, buntbraunen, fast schwarzen Steinplättchen überfärbt. Ein Steinchen neben dem anderen, vom Flugand angefahren und poliert. Die Ebene macht einen violett-schwarzen Eindruck. Zwischen den Steinplättchen ein wenig Sand. Der Wind läßt nur wenige Körnerchen haften. Er peitscht sie über die weite Fläche und häuft sie irgendwo zu hohen Sanddünen.

## Stimmt die Karte nicht?

Inzwischen ist es Abend geworden. Wie kommt es, daß Bir el Hassana noch nicht erreicht ist? Sechzig Kilometer von El Kossima soll es liegen. Ich bin aber schon fünfundsechzig Kilometer gefahren und immer noch ist nichts zu sehen. Vielleicht bin ich vorbeigefahren, ohne es zu merken?

Plötzlich wird es heller. In seiner ganzen Pracht zieht der Mond herauf. Einzelne leichte Wolken schwimmen an ihm vorüber. Unschlüssig stehe ich da. Am besten wäre es, ich übernachtete hier, aber die starke Nachtkälte läßt mich erschauern. Nein, ich will doch langsam weiterfahren.

Nach einer Stunde blinzelt in der Ferne ein Feuer auf. Aber es ist kein ruhiges Licht, es ist der flackernde Schein eines Lagerfeuers. Unbekannte Menschen hatten dort in der Nacht rast. Ich löse meine Lichter und lasse den Motor schweigen. Ja ... Kamele stehen und liegen da am Boden ... und nun taucht ein zweites Licht aus der Dunkelheit auf, das bis jetzt durch einen Hügel verbuddelt war — ein ruhiges, festes Licht. Bir el Hassana also. Es gibt doch große Fehler auf den Karten.

## Ohne Wasser ...

Es ist noch sehr früh, die Sonne noch nicht aufgegangen. Ich habe meine Sachen schon gepackt, einen Wasserkrug mit sieben Liter Wasser gefüllt und am Beiwagen angehängt.

Schweigend umfassen mich die Polizisten, auch einige Araberjungen sind dabei. „Mussalam!“ — erwidern sie meinen Gruß. „Geh in Frieden.“ Und bald verschwindet dieser letzte Polizeiposten hinter mir.

Stunde um Stunde fahre ich schon. Arme und Rücken tun mir weh, denn die Erschütterungen sind sehr hart. Ein warmer Schrotto zieht mir entgegen. Mein Durst wächst, und ich muß öfters zu meiner Feldflasche greifen. In der Ferne erhebt sich ein Gebirgszug: die Hauptwasserseide zwischen Wadi Kisch und dem Roten Meer. Hier! Ein Weg zweigt nach links ab — die bekannte Straße nach Asaba. Es wird mich kaum aufhalten, wenn ich an dem Grenzstein geschwind eine Aufnahme von meinem Motorrad mache. — Was ist geschehen? ... Mein Rad ist naß? ... Hat der Wasserkrug so geschmeckt? ... O weh, er ist ja leer! Nur noch ein winziger Rest ist darin. Beim holprigen Fahren hat er sich an einer Stelle durchgeschleuert.

Die Sonne steht hoch am Himmel. Ich muß mich beeilen. Vielleicht gelingt es mir, schon morgen El Kubi zu erreichen. Die Maschine muß eben herhalten. Rasch nur etwas essen und weiter. Ich bin sehr hungrig. Aber eine zweite Enttäuschung erwartet mich. Der ganze Proviant liegt nach Benzin. Ein paar Zwiebade und getrocknete Brotkrumen sind ganz feucht. Benzin! ... Ueberall Benzin! ... Eine der Reservelampen ist leer. Achtzehn Liter Benzin sind in den Beiwagen ausgelassen! (Fortsetzung folgt)

Von Bernhard R. Friedrichs.

## Ein Ehepaar geht in Afrika durch dick und dünn.

In der Zeit, als noch kein Mensch an den Film dachte, gab es in USA einmal einen kleinen Theaterbesitzer. Damals war Baudeville die große Mode. Aber die Geschäfte gingen schlecht, denn der Hauptkonkurrent des Direktors Martin Johnson hatte eine Frau, die eine wunderschöne Stimme besaß. Da ging Martin in die Nachbarschaft, wo eine junge Dame namens Oja Leighty wohnte, die ebenfalls herrliches Gold in der Kehle haben sollte. Zwei Tage darauf waren die beiden verheiratet, und eine Zeitlang besetzten sich Martins Finanzen, obwohl das Kino immer mehr aufkam. Dann aber regte sich in Martin ein ererbter Wandertrieb. Und eines Tages sagte er zu Oja: „Wir wollen nach dem Westen gehen und die Inseln besuchen. Können wir einen guten Film herstellen, lohnt die Sache.“ Oja willigte nach guten Jägern ein. Sie verkauften alles, was sie besaßen (es war wenig genug) und rüsteten sich zum Zuge in die unbekannte Welt. Um Geld herbeizubekommen, hielt Martin während der Reise Vorträge, Oja begeisterte das Publikum als „hawaiische Tänzerin“ und sang Eingeborenenslieder. So kam das heute weltberühmte Ehepaar Johnson zu Forderung und Film.

Die beiden tapferen Leute kennen heute die halbe Welt. Manchmal war ein sehr berühmter Schriftsteller ihre Reisegefährtin: Oja Leighty. Sie haben Filme gedreht, die zum Ursprünglichen und Abenteuerlichen gehören, so wie es bekannt ist. Die erfolgreichsten sind „Nagapate“ — was heißt ein Kamikaze-Krieg auf den Neuen Hebriden — „Simba“ und „Gorilla“. Man hat die Johnsons gedrängt, ihre mannigfachen Erlebnisse mit primitiven Menschen und wilden Tieren auch in Büchern niederzulegen. Diese prächtigen und reichbebilderten Abenteuer- und Forscherwerke heißen: „Mit dem Kurbellaffen bei den Menschenfressern“, „Simba“, „Das Löwenbuch“ und (als letztes) „Gorilla“, das Buch zum gleichnamigen Tonfilm.

Der „Gorilla“ und der „Gorilla“ — Landschaft und Tier — sind die Hauptdarsteller von „Gorilla“. In den grenzenlosen Urwäldern Afrikas, Schilf, Dorn und Dorn ihrer Bewohner zugleich, haufen sich seltsame Wesen: der kleinste Mensch und der größte Affe. Die Joerges, durchschnittlich 1,30 Meter groß, spielen in dem Abenteuer, das „Gorilla“ heißt, eine Hauptrolle. Martin und Oja Johnson haben manches nette und ausschweifende Filmmeter von ihnen nach Hause gebracht. Die Krönung ihrer bisherigen Arbeit bildet jedoch die Erforschung des Berggorillas. Eine zoologische Großtat, so kann man ohne Übertreibung sagen. Denn die Wissenschaft hatte über diese größten Menschenaffen, den die Phantasie sich als unheimlichen Mörder und Frauenräuber ausmalte, bisher nur recht kümmerliche Tatsachen gesammelt. Ueber die Lebensweise der Gorillas von den Virunga-Bulkanen wußten wir so gut wie nichts, und das wenige war nur zum Teil richtig, wie sich jetzt herausstellt. Erst Martin Johnson ist es auf seiner letzten Expedition gelungen, aus eigener Beobachtung ein umfassendes Bild vom Leben der großen Affen zu geben. Er hat die Gorillas in der grauen kalten Bergwildnis des Rifens und Alumbongo unter tausend Gefahren beläuscht und gefilmt. Wenn man von den Schwierigkeiten liest, mit denen der Forscher zu kämpfen hatte, versteht man übrigens die Gründe unserer Unkenntnis. Oft mußte Johnson auf dem Bauche kriechend, die Handlampe angeknallt, mühsam seiner Arbeit nachgehen. In Sumpf und Morast, zwischen Gras und Blättern wurde das Tonaufnahmegerät versteckt. Auch auf ihrer letzten Expedition, von der die Johnsons erst kürzlich zurückgekehrt sind, fand ein kostbares Tongerät Verwendung, das die feinsten Geräusche der Wildnis aufnehmen konnte. Die Reise ging übrigens mit Hilfe zweier starker Sikory-Flugzeuge vor sich, die die Forscher tiefer als bisher in das Innere des Landes brachten und es ihnen ermöglichten, besonders interessante Plätze aufzusuchen. Martin und Oja haben beide ihre Flugprüfung gemacht und sind begeisterte Flieger.

Mancher Jäger mit der Flinte kennt keine höhere Freude, als nach der Rückkehr von der „Safari“ vor seinen Freunden

mit einer möglichst großen Zahl von Jagdtrophäen zu glänzen. Der höchste Ehrgeiz der Johnsons ist, das Leben der Tiere auf freier Wildbahn kinematographisch festzuhalten und so ein Bild wahrhaftiger und lebendiger Naturgeschichte zu liefern. Wer aber meinen sollte, die Jagd mit der Kamera erfordert weniger kalte Nerven und weniger überlegene Ruhe, als die mit der Waffe, irrt sich sehr. Im Gegenteil, der Filmemacher muß sich weit näher an das Wild heranpirschen als der Jäger mit dem weittragenden Gewehr. Ein modernes Selbstladegewehr mit Stahlmantelgeschloß legt ja selbst das größte Wild auf eine Entfernung von ein paar hundert Meter um.

Wo bleibt da der Heldennimbus? Die Johnsons aber gehen auf drei, auf zwei (1) Meter an Elefanten, Löwen, Flusspferde, Gorillas und anderes Großgetier heran, nicht um zu töten, sondern um zu photographieren. Der Kurbellaffenmann kann nicht, gleich dem Jäger, seine ganze Aufmerksamkeit der drohenden Gefahr widmen, sondern muß sie zwischen dieser und dem Apparat teilen; denn gerade der auf ihn zukommende Elefant oder Büffel, das auf ihn losstürmende Nashorn, der den Angriff erwidende Löwe, der vor Kampfeswut schreiende und heftig die Brust trommelnde Gorilla bieten ihm das verlockendste Ziel. Der Kurbellaffenmann hat auch nicht wie wirkliche Jäger volle Bewegungsfreiheit, sondern ist bis zum letzten Augenblick an seinen Apparat gefesselt. Und nicht bloß an seinen Rut und an seine Geistesgegenwart werden größere Ansprüche gestellt, sondern auch an seine Geduld und Ausdauer, denn er muß oft halbe Tage hindurch und länger in nicht selten unbequemer und gefährlicher Stellung verharren; nicht nur bis das zur Aufnahme erforderte Bild sich zeigt, sondern auch bis seine Haltung und sein Standpunkt sich für die Aufnahme eignen, wobei überdies noch die jeweilige Beleuchtung eine wichtige Rolle spielt.

Während so Martin Johnson fieberhaft tätig ist, seine Filme mit nie gesehenen Bildern zu füllen, steht seine tapfere Frau schweigend neben ihm, um ihrem Mann nötigenfalls vor dem Angriff der Tiere zu retten. Die Johnsons verabschieden das Töten, aber schließlich ist sich jeder selbst der Rache. Zweimal mußte Oja bössartige Elefantentüllen fast unmittelbar vor den Füßen des Stativs erschrecken: erst ganz dicht vor ihm, so dicht, daß Martin Johnson mit seinem Fuß die Wanne berühren konnte, kürzte ein gereizter Löwe, und mehr als einmal traf die tödliche Angel Oja das Nashorn, die unsichersten Kontonisten unter den Tieren, von denen man nie weiß, was sie in dem nächsten Augenblick unternehmen werden, nur ein paar Schritte von ihrem kurbelnden Ranne entfernt. Martin Johnson legt ein ungeheures Vertrauen in seine Frau, ihre Büchse trifft, wie er meint, auch in den kritischsten Fällen. Das Gefühl, eine so sichere Schützin neben sich zu haben, hat wesentlich zum Gelingen seiner Filme beigetragen. Martin und Oja Johnson gehen zusammen durch dick und dünn, durch Freud und Leid, und ihre Ehe ist so ein Musterbeispiel dafür, was dieses kleinste aller bestehenden „kollektive“ Großes und Schönes für die gesamte Menschheit leisten kann.

### Kreuzworträtsel für Blinde

Wie die „Tribune de Geneve“ aus England berichtet, ist vor nach langen Verhandlungen zwischen dem Blinden-Institut und einer großen Zeitung eine Vereinbarung getroffen worden. Danach werden demnächst Kreuzwort-Rätsel in Blindenschrift gedruckt werden. Die Auswahl der Rätsel aus dem großen Schatz dieser Art wird von Michel Davis vorgenommen, der vor unmeist einem Jahrzehnt, 1924, die ersten Kreuzwort-Rätsel veröffentlicht hat. Diese waren damals bekanntlich hauptsächlich für Kinder bestimmt, erfreuten sich dann aber einer immer größeren Beliebtheit.

Von  
**Wilhelm Weldon**



Von Jo Hanns Rösler

Dies schrieb ich ihr und unterdessen sah Marianne in ihrem Garten. Die Rosen leuchteten fräftig vom Rondell herüber, das Stiefmütterchen und von Begonien gewunden und von fern tönte das leise Surren der Grasmalthe herüber. Marianne trug auch keinen Kittel mit einem runden Kragen, sondern ein weißes großes Kleid und Freundinnen zwisferten um sie, dumm wie die Spähen. Man war zwischen Brille und Cocktail, sprach von Tennis und dem Blaueißturnier, und als dann der Briefträger meinen Brief brachte, legte sie ihn ungeöffnet als Lesezeichen in einen Roman von Wallace. Und wenn sie ihn nicht gefunden hat, liegt er heute noch dort.

Apfel  
heitsmit  
Stoffwe  
Zeit ein  
morgens  
am be  
Schlafen  
gefühl t  
es genü  
fünf A  
Säure  
tion im  
mit Ju

# \* MODE UND HEIM \*

## Launen der Mode



### Phantasien

#### um zwei Kleider

Auf der Reise zum Wintersport möchte man sich mit möglichst geringem Gepäck belasten — die schwere Skikleidung nimmt ohnedies genug Raum ein. Aber die frohen, geselligen Abende verlangen nach schöner, festlicher und abwechslungsreicher Kleidung. Wie wird man dem gerecht?

Zwei Kleider geben uns schon vier Verwandelungsmöglichkeiten an die Hand: ein schwarzes, seidenes Nachmittagskleid, dreiviertellang, und ein helles, möglicherweise weißes, ebenfalls dreiviertellanges, bodenlanges. Beide Kleider sind zweifach gearbeitet, also Rock und Oberteil getrennt. Wir tragen die Kleider entweder in ihrer ursprünglichen Form oder „kombiniert“, einmal den weißen, langen Rock mit dem schwarzen, einmal den schwarzen Rock mit dem weißen, blusenartigen Oberteil des Abendkleides. Mit diesen geringen Mitteln lassen sich viele, abwechslungsreiche Erfolge erzielen.

## Der gesunde Schnee

### Frauenport im Winter, wie ihn der Arzt sieht

Über die Heilkraft der frischen Winterluft, die durch Schneefall von allen Unreinlichkeiten befreit ist, bleibt wohl kein Wort mehr zu verlieren, nachdem darüber schon unendlich viel geschrieben ist. Aber mit dem Spazierengehen und Tiefsatzen allein ist es auch nicht getan. Am besten für Körper, Seele und Geist ist frische Körperbewegung in dieser gesunden Winterluft. Welche Sportarten sind nun für Frauen zu empfehlen?

Das Schlittschuhlaufen in erster Linie. Die Anmut der Bewegung, die zugleich, richtig angewendet, ein gutes Durcharbeiten des Körpers mit sich bringt, sollte der Frauwelt naturgemäß am meisten anliegen. Wenig bekannt und viel zu wenig ausgeübt wird das Eiswandern, das längere Streckenlaufen auf Schlittschuhen über Senggebiete oder ausgedehntere Eisplätze. Es darf natürlich nur in Gruppen ausgeführt werden unter Leitung eines ortsfundigen

Führers, der mit einer Eisklinge das Gelände zuvor prüft.

Und Skilaufen? Auch hier ist die Frau dem Mann heute ebenbürtig. Ueberforderungen bei diesem Sport sowie Unvorsichtigkeit sind hier wie allenthalben zu vermeiden. Jugend allein ist nicht Voraussetzung zur Erlernung des Skisports, vielmehr eine gute Körperbeherrschung. Und da werden alle Frauen, auch die älteren, im Vorteil sein, die die wiederholten Ratschläge der Ärzte befolgt und sich an die tägliche Gymnastik gewöhnt haben.

Radeln — jedoch nicht Bobfahren. — darf ebenfalls als gesunder Frauenport empfohlen werden, wobei nicht nur das bequeme, lustige und aufregende Abwärtsfahren gemeint ist, sondern auch das anstrengende Hinaufklettern, das eine gesunde Muskelbeanspruchung und gute Körperdurchblutung zur Folge hat. Ein Auf- und Abfahren mit der Bergbahn und bloßes Hinunterradeln ins Tal ist also nicht „sportlich“.

Eisbaden hingegen ist kein Frauenport — die harten Schläge und unermesslichen Stürze sind gefährlich für den weiblichen Organismus. Wozu auch? Es gibt noch eine ganze Reihe empfehlenswerter und schöner Wintersportarten, die die Frau bevorzugen kann: Eissegeln und Skijöring, die elegantesten darunter erfordern allerdings große Sicherheit und werden ja wohl auch meist unter Leitung und Aufsicht eines männlichen Sportfreundes ausgeführt werden.

### Achtung Hausfrau!

#### Ananas und Bananen.

##### Ananasalat im Rohr

Die frische Frucht sollte erst zwei Tage abliegen. Dann wird sie halbiert, die eine Hälfte ausgehöhlt, die gute geschält und in Stücken geschnitten, die gut eingedunstet werden müssen. Bananenscheiben, Koffinen, gemahlene süße Mandeln, Apfelsinenstücke und Apfelscheiben werden hinzugegeben. Die ausgehöhlte Ananashälfte füllt man zuerst mit Mandeln, dann mit Bananen, Koffinen, Apfelscheiben und Apfelsinen. Zuletzt kommen die Ananaswürfel darauf. Ein Glas Weißwein darübergegossen, gibt dem Salat einen überaus pikanten und erfrischenden Geschmack.

##### Sahnenananaswürfel

Eine diätetisch geschätzte frische Frucht wird in vierstellige Würfel geschnitten und in eine Schüssel gefüllt. Darauf wird eine genügende Menge Schlaglauge hinzugegeben, alles gut gemengt, damit der Saft durchzieht, und eine Viertelstunde vor dem Essen angerichtet.

##### Limnade von Ananas

Eine geschälte Frucht wird in Scheiben geschnitten, gezuckert und mit Saft von zwei bis drei Zitronen übergossen. Es ist vorteilhaft, die Mischung in einem bauchigen Glas oder Porzellangefäß vorzunehmen. Nach etwa 30 Minuten wird kaltes Wasser darüber gegossen und die Limnade ist fertig. Will man sie noch schmackhafter gestalten, so setzt man etwas Himbeerjelly hinzu.

##### Bananen-Tortelletes

Wenn unerwartet Gäste kommen, so bereite man kleine Mürbeteigtortelletes mit Fruchtgelee und fülle sie mit Bananenscheiben. Zum Schluss garniere man sie mit Gelee und Schlaglauge.

##### Bananen mit Kaffeereis

Man quille guten Reis im Wasserbad mit Milch steif auf, vermische ihn mit etwas Kaffee und Zucker und nehme ihn vom Feuer. Bananenscheiben stelle man überdunstet, mit etwas Rum übergossen zugeben. Dann fülle man Gläser oder Glaschalen mit einer Schicht Bananenscheiben, wieder Reis und darüber eine feine Decke zerdrückter Matronen.

### Das Blumenfenster im Winter

Nichts Schöneres in trüben Wintertagen, als ein blühendes Blumenfenster. Die dankbaren, wiederkehrenden Pflanzen sind Azalien und Kamelien.

Azalien, deren eigentliche Heimat die indischen Bergländer mit ihrer tropischen Atmosphäre sind, haben sich gerade in Deutschland eine neue Heimat erobert. Aus den deutschen Züchtereien wanderten sie bald über die Grenzen hinaus. Im Zimmer gehaltene Azalien dürfen nicht allzu warm gehalten werden und müssen bis zur Blüte reichlich gegossen und gesprüht werden — die Blüten selbst vertragen später keine Bräule. Sie dürfen im Winter am sonnigen Fenster stehen, bevorzugen im Sommer aber Halbschatten. Niemals darf die Topfserde ganz austrocknen. Nach der Blüte wird der Stod verschnitten und im kühlen Zimmer gehalten, bis man im Mai daran denken kann, die Pflanze unter Beigabe von etwas sandiger Kieperturbe umzutopfen und in den Garten oder auf das äußere Fensterbrett zu stellen.

Die Kamelie — „Rose von Japan“ in ihrer Heimat genannt — ist mit ihren glänzenden, glatten und porzellanartigen Blüten so recht eine moderne Pflanze. Sie wurde im 17. Jahrhundert auf den Philippinen entdeckt. Ihre Pflege ist nicht so schwierig, wie man sich gemeinhin vorstellt. Sie gedeiht am besten bei 6 bis 10 Grad reiner, etwas feuchter gehaltener Luft (Verlebung der Fensterheize ist sehr gut!). Sie darf nicht zu sonnig stehen und fühlt sich am wohlsten in Heideerde mit Sand und Lauberde. Vorsichtig und reuehmäßig gießen, doch niemals zuviel, da sonst die Blätter gelb werden. Gelbwordene Kamelien verpflanzen man in einen kleineren Topf und halte sie mit Wasser knapp. Sonst genügt ein Umtopfen alle drei oder vier Jahre. Während der Knospen- und Blütezeit soll der Stod nicht bewegt werden.

## Lebendige Sippenforschung

Von Kurt Erh. von Marxtaler

Es ist kein Zweifel, daß der Ahnentafel, die den Zweck hat, die ganze Blutsverwandtschaft eines Menschen nachzuweisen, rasch eine große Bedeutung zukommt. Zur Feststellung der rassenhygienischen Werte unserer Vorfahren genügt die Ahnentafel aber niemals, weil man die Lebenskraft eines Elternpaares eben nur unter Berücksichtigung der Lebensstränge aller seiner Kinder mit ziemlicher Sicherheit erkennen kann. Insofern kommt der Stammtafel, die man früher meist als Stammbaum bezeichnete, nach wie vor große Bedeutung zu, und ihr leicht möglicher Ausbau zur Nachfahrenstafel sollte aus denselben Gesichtspunkten auch mehr in Angriff genommen werden.

Wir müssen uns wieder zur Erkenntnis durchringen, daß auch für die Volksgeundheitslehre im Studium des Lebens der Vorfahren das beste Lehrbuch für jeden einzelnen vorhanden ist. Man darf bei solchen Untersuchungen und Betrachtungen über das Leben der Vorfahren nur niemals vergessen, zwischen äußeren und inneren Ursachen, sowie zwischen Ursache und Wirkung klar zu unterscheiden. Es ist doch z. B. ein Unterschied, ob ein junger gesunder Hausvater mit seiner ebenfalls gesunden Ehefrau in vierjähriger Ehe nur drei Kinder zeugt oder ob er bald nach der Geburt des dritten Kindes, etwa beim Holzfahren im Walde, tödlich verunglückt. Es muß auch anders beurteilt werden, wenn in früheren Welt- und Seuchenzeiten die Geiseln, die Ärzte, die Totengräber usw. — kurz diejenigen Personen, die durch unmittelbare Berührung mit den Kranken oder mit den an der Krankheit verstorbenen Menschen viel stärker gefährdet waren — starben, als wenn etwa ein

bürgerlicher Handwerker, der sich und die Seinen ängstlich hütete, trotzdem der Krankheit — wohl meist aus allgemein mangelnder Hygiene — zum Opfer fiel.

Wenn man aber noch so sehr bemüht ist, bei solchen rassenhygienischen Untersuchungen alle etwa mitauszuschlagenden Möglichkeiten zu berücksichtigen, so wird man doch gelegentlich immer auf Sonderfälle, besonders hinsichtlich ungewöhnlicher Begabung, stoßen, die sich weder aus der Vorelternschaft, noch aus den Umwelt-einflüssen, noch aus sonstigen erkennbaren Möglichkeiten erklären, allein aus dem Walle einer höheren Ordnung und damit als Geschenk eines gütigen Geistes werden lassen.

Andererseits lassen sich jedoch alle erbologischen Probleme überhaupt nur auf Grund einer mit bewusster Zielsetzung, absoluter Ehrlichkeit gegenüber den Tatsachen und mit gründlicher Genauigkeit betriebenen Sippenforschung lösen. Da sich aber bekanntlich wissenschaftliche Gesetze niemals lediglich auf Grund einiger weniger Forschungsergebnisse aufstellen lassen, ist und bleibt es Aufgabe der Sippenforschung und damit jedes einzelnen, reichhaltigsten, sippenkundlichen Material über unsere Vorfahren zu beschaffen, das einen möglichst genauen Einblick in die biologischen Zusammenhänge im Wachsen und Vergehen der Geschlechter, in das Streben unserer Voreltern und in die Gestaltung ihres Lebens zuläßt.

### „Inventur“ im Haushalt

Zu Beginn des Jahres und nach Beendigung der Festzeiten wird sich ein Hausputz nicht vermeiden lassen. Hat man die Gardinenwände, die gründliche Fußbodenreinigung, das Putzen und Nachsehen der Fenster und Türen hinter sich, so strahlt die Wohnung in ungeahnter Frische und Sauberkeit.

Man kann sich ihrer besonders freuen, wenn zuvor auch alle Schränke und Kisten geprüft und geordnet wurden. Dabei erweitert es sich als praktisch, die Inventarliste des Vorjahres (es ist niemals zu spät, sie anzulegen und sehr nützlich, sie zu besitzen!) mit dem gegenwärtigen Bestand zu vergleichen. Dabei stellt sich dann heraus, wieviel Geschirr den Weg aus dem Speiseraum und Glasen ging, welche Servicebestände unbedingt ergänzt werden müssen, was an Wäsche ausgedient hat und zu Lappen begründet werden kann, während diese und jene Neuanschaffungen notwendig sind. Diese Bestandsaufnahme ist sehr wichtig für alle Hausfrauen, die verantwortungsbewußt nicht nur mit dem Wirtschaftsgeld, sondern auch mit dem Haushaltsbesitz umgehen wollen. Die billigen Kleider und Inventurausverkäufe der kommenden Wochen geben Gelegenheit, schmerzliche Lücken auszufüllen und es wird dann bestimmt nichts Unnützes und Ueberflüssiges erstanden werden, wenn die Hausfrau an Hand eines übersichtlichen Zettels, der einen Auszug aus der Bestandsaufnahme darstellt, vorgeht! Man will und soll als gute Hausfrau ja nicht nur sparsam wirtschaften, sondern auch das Beste erlangen und daher reuehmäßig erhalten. Und der Monat Januar eignet sich für diese strategischen Aufgaben ganz besonders gut!

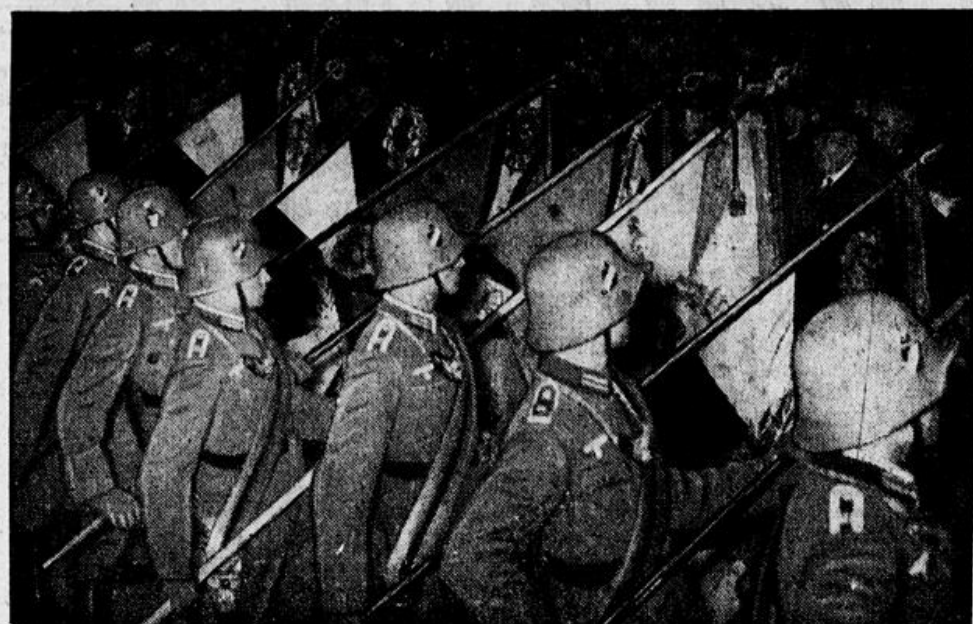
Die Technik erleichtert der Hausfrau mehr und mehr das Leben. Kein Auskühlen der wärmenden Getränke mehr — die Teekanne wird in metallener, wärmebindender und gefutterter Kugelhülle verborgen! Keine Ränder und Tropfen mehr auf dem Tisch — rings um Flaschen, denn der tropfenfangende Untersatz wird unter der Flasche festgeklemmt. Zitronenschnitzel verspritzt nicht mehr ihren Saft, wenn man sich des handlichen Tischpressers bedient. Kein unschönes Schleppen und Verlieren von Paketen, denn ein praktischer Ledergriff mit vielen Klammern trägt alle Päckchen gleichzeitig. Die Apfelsinenpresse liefert den klaren Saft ohne Kerne und Fleisch, ganz automatisch, das neue Badethermometer hat die Form eines Rettungsringes und schwimmt behaglich auf den Fluten. Sprudelgetränke, zu jeder Jahreszeit erfrischend, erzeugt die Wunderflasche, deren „Batterie“ zwanzig Füllungen mit Kohlensäure versorgt.

## Praktisches Heim

Kleine Helfer der Hausfrau



# Bilder aus aller Welt



**Die deutsche Weihestunde des Kuffhäuservereins.**  
Zur 64. Wiederkehr des Reichsgründungstages veranstaltete der Kuffhäuserverein eine „Deutsche Weihestunde“, wobei den Fahnen der ehemals im Saargebiet in Garnison stehenden Regimentern eine besondere Ehrung zuteil wurde. Auf unserem Bild sehen sich die saarländischen Regimentsfahnen zur Totenehrung.

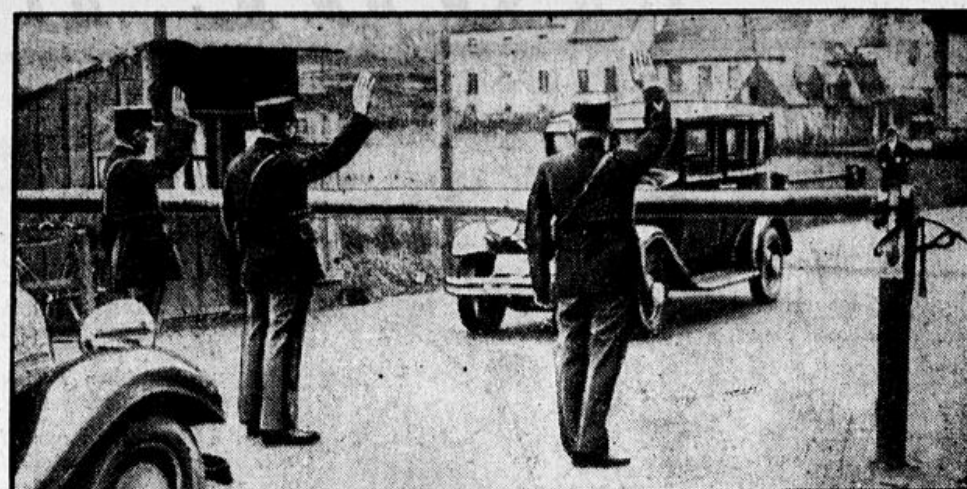
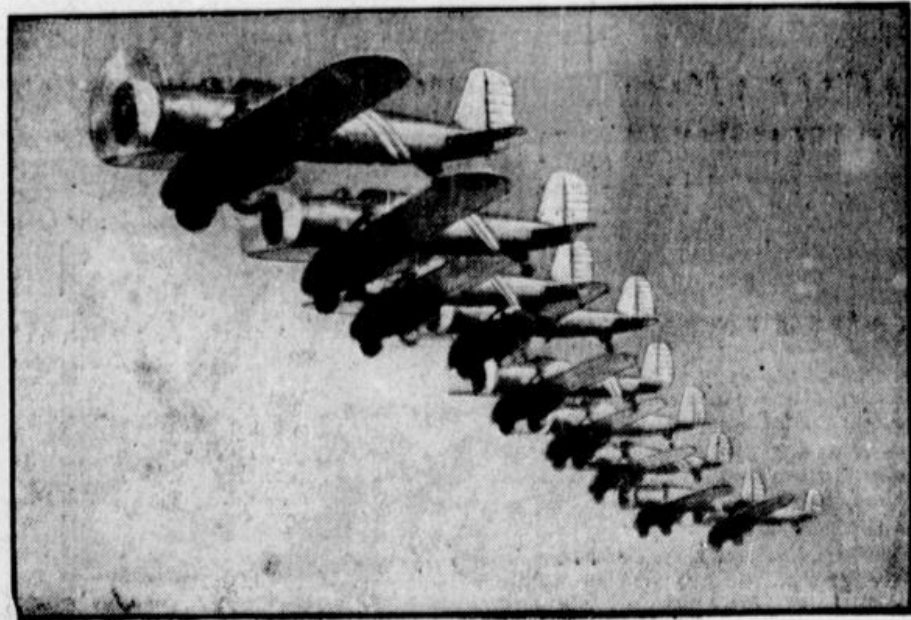


**Deichbau am laufenden Band.**  
Bei den Arbeiten zur Neulandgewinnung an der holsteinischen Westküste werden erstmalig große Förderbänder zum Deichbau verwendet. Der aus dem Vorland entnommene Boden wird auf den Plattenförderer geschaukelt und an der Verwendungsstelle durch Verteiler nach beiden Seiten abgeworfen. Die Bänder besitzen eine Förderlänge von 200 Metern, ihre Stundenleistung beträgt 150 Kubikmeter.

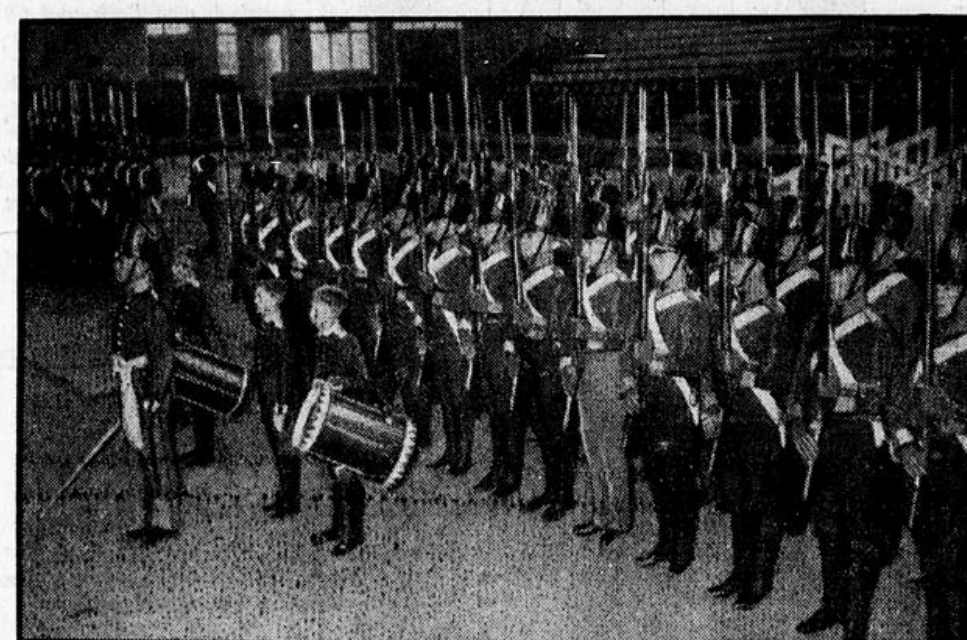


**Ehrung für Direktor Vogel.**  
Der Kuffhäuser Landesverband Saar-gebiet hat den Leiter der Geschäftsstelle „Saar-Berein“, zum Ehrenmitglied ernannt.

Bild links:  
**Mit dem Flugzeug ins Büro.**  
Für eilige Geschäftsleute ist in New York eine Wasserflugzeuglinie eingerichtet worden, die in den Vororten beginnt und an den Volkenträgern endet. Ein Wasserflugzeug des „Büro-Schnelldienstes“ kurz nach der Wasserung.



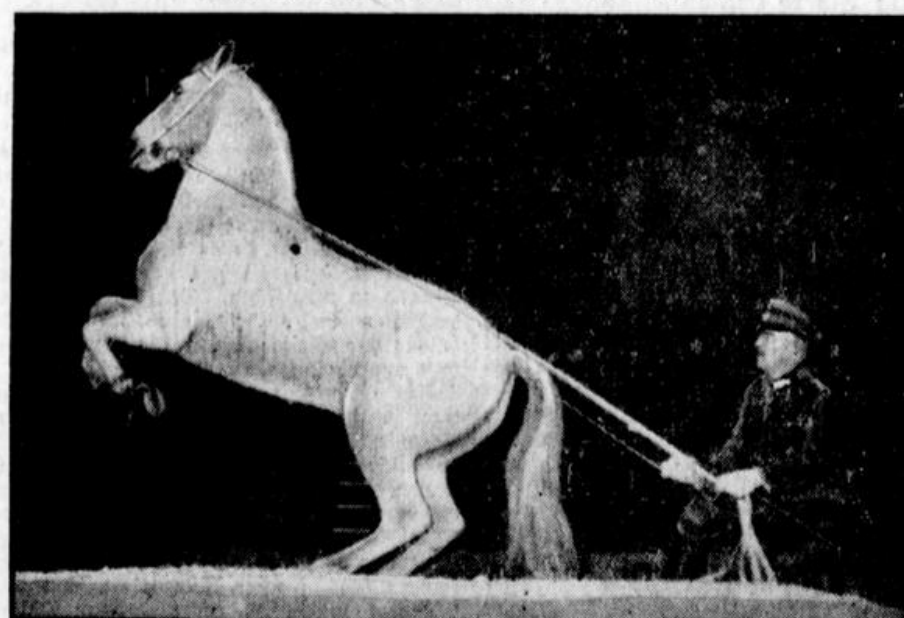
**Zwei Zollgrenzen, ein untragbarer Zustand!**  
Neue Zollposten an der saarländisch-französischen Grenze, die verhindern sollen, daß außer den im Saargebiet erzeugten Produkten noch andere Waren, seien es deutsche oder ausländische, über die französische Grenze kommen.



**Im Zeichen der „Grünen Woche 1935“.**  
Am Rahmen der „Grünen Woche 1935“, die am 26. Januar auf dem Ausstellungsgelände am Kaiserdamm eröffnet wird, findet wieder ein Großes Internationales Reit- und Springturnier statt. Reichswehr in historischen Uniformen aus der Zeit der Freiheitskriege probt eine der zahlreichen Schaulustnummern.



**Schneeherrlichkeit im Gebirge — und bei uns?**



**Die letzte Probe.**  
Zu dem großen Internationalen Reit- und Springturnier, das im Rahmen der „Grünen Woche 1935“ auf dem Ausstellungsgelände am Berliner Kaiserdamm stattfindet, werden bereits die letzten Proben abgehalten. Unser Bild zeigt Oberkommissar Graf, der als Vertreter der Landespolizei München mit seinem Schimmelwallach „Doktor“ hohe Schule an der Leine vorführt.

Bild links:  
**An Reih und Glied.**  
Genau ausgerichtet — in Reih und Glied — ziehen die Hiesenvögel ihre Bahn. Kampfflugzeuge der amerikanischen Luftflotte führten im Rahmen eines Flugtages diese Parade vor.

# Spielplatz der Jugend

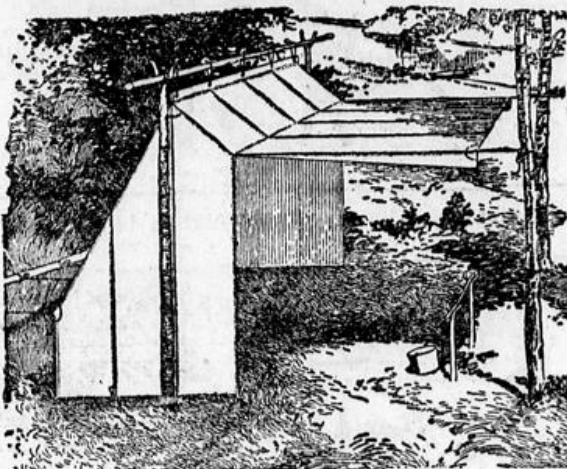
## Kleine Kniffe beim Zelten

Es wird zwar erst richtig Winter und an Zeltleben ist nicht zu denken, aber doch ist es lustig, an den langen Abenden und schlechten Tagen, die das Draußensein verbieten, sich mit



den Vorbereitungen für die frohen Wandertage, die doch in einem Vierteljahr schon beginnen können, zu beschäftigen.

Hier steht ihr ein paar neue Kniffe für das Zeltlager. Ein Zelt mit Sonnenschutz über Tag und ein anderes, das vor nassem Erdboden schützt. Wer gute Beziehungen zum Zelt- oder Segelmacher hat, wird wenig Umstände mit solcher Neuerung haben. Zeltstoff selbst zu nähen, wird nur kräftigen und ge-



übten Händen gut gelingen, es kommt vor allem auf saubere und haltbare Arbeit an, die in dem unangenehmen Stoff mit geeigneter Nadeln und Maschinen ausgeführt werden muß. Wenn sein Zelt aber steht, der findet wohl schon die richtigen Wege.....

## Die Trommel des Todes

Sandfäulen in der Sahara

Von Peter Katz



doch ausgemachte Räuber seien und die Fremden nur in die Irre lockten, um dann die Leichen zu plündern.

In langen Dünen umgaben uns die großen Wellen der Sahara mit mörderischen Rufen. Hunderte hintereinander, tausende vielleicht zwischen uns und dem Brunnen, der die fünfzehn leeren Lederbeutel füllen sollte. Mein Mehari hatte sich niedergelassen, den langen, dünnen Hals auf den Sand gestreckt, die Augen geschlossen. Die Kamele der beiden Araber standen und lüchelten die Unterlippen hängen — sie fürchteten wahrscheinlich, nicht mehr die Kraft zum Aufstehen zu finden, wenn sie sich erst einmal gelegt hatten....

M'haret watete mühselig die Dünenwand empor, um von oben Ausschau zu halten. Rudir aber fette seine lederen Sandalen ein, die vor Hitze brachen, und hielt mir murrende Vorträge, warum wir uns gerade einen Führer vom Stamme der Tuareg nehmen mußten, die

Ob ich wohl glaube, daß dieser Sohn des Verrates mit dem Schleier der Unkenntlichkeit vor dem Gesicht wieder kommen würde, um uns zum Wasser zu führen, wie er versprochen? Und was ich jetzt zu tun gedächte? Und als M'haret wortlos von seinem Ausguck zurückkam, sich neben uns niederlegte und seinen weißen Burnus bis über das Haupt zog, da schien Rudirs Hoffnung so tief gesunken, daß er sogar mit und meiner Unerschrockenheit verzicht, denn er verlor in Schweigen.

Zwei Beutel voll Wasser blieben uns noch. Aber was bedeutete das in dieser endlosen, ungelassenen Einsamkeit der Tanestruft, durch die wir schon seit fast fünfzehn Stunden ohne Pause ritten, um nach Tin Karho zu kommen, das wir anscheinend nie erreichen sollten? Inmitten dieser endlosen Sandwogen war 1920 Laperine, der französische General, den Dursttod gestorben, hier in der Nähe mußten die Gebeine seiner Soldaten liegen....

Da — ein sonderbarer Laut. Ein leises, fernes Trommeln? Träumte ich denn? Ich rief mir die Augen, setzte mich aufrecht, hielt den Atem an — unerkennbar: Trommelwirbel in unregelmäßigen Abständen. Soldaten? Ich sah mich schon um, und mein Blick fiel auf M'haret, der das weiße Leinentuch zurückgeschoben hatte und mich hinter einem Zipfel hervor aufmerksam betrachtete.

„Du wunderst dich, Sidi? Aber du irrst dich nicht, es sind Trommeln — Kul trommelt, der Tod selbst, der Bruder der

Tuareg. Er kommt und er zeigt sich an, damit wir nicht erschrecken.“

Rudir raffte sich auf. Er schüttelte den Staub von seinem Kleider:

„Wir wollen fort. Wenn Kul naht, bedeutet es das Ende, Sidi...“

Das leise, rasende Trommeln dauerte an, erhob sich, wurde leiser, wehte wieder näher, schien aus der Luft oder der Erde zu kommen, Mufft von Geistern oder Dämonen.

Die Sandfäulen der Geister nahen, Herr! Und Kul, fikt auf den heißen Winden, die von Süden herandrängen, und rast heran, schneller als auf Biskarin-Kamelen. Er wird uns mit Sand überdecken und über uns lachen wie zehntausend Hyänen — aber wenn wir ihn lachen hören, dann sind wir ganz nahe am Tode, Herr...“

Die Kamele schienen es nun auch eilig zu haben, sie standen mit schnuppernden Nüstern aneinandergebrängt — da gestalte durch die unheimliche Spannung der Luft das heisere überlaute Lachen einer Hyäne. Im Nu sahen wir auf unseren Tieren, ein langbeiniges Mehari kamel hob sich auf der Höhe der südlichen Düne gegen den Himmel ab. Der Reiter mit dem blauen Schleier vor dem Gesicht rief ein paar mir unverständliche Worte herunter, es war unser Tuaregfürer, der nur Tamachel sprach, eine Sprache, deren Wortstämme aus dem alten Karthagischen herührten. Die beiden Araber sahen mißtrauisch zu ihm auf, dann aber, als er ein paar volle Wasserbeutel schwenkte, wandten wir unsere Tiere ihm zu, er legte sich an unsere Spitze, und, der aufgehenden Sonne den Rücken wendend, nahmen wir den Weg gen Westen. Die Trommel des Kul verstumte allmählich, diese Trommel des Todes, die Sandfäulen an Sandfäulen reißt, wenn die Sandfäulen nahen, um den Wanderer mitzuwirbeln und bedeckt unter zahllosen feinen



Tausend Dünen zwischen uns und dem nächsten Brunnen

Röhrchen liegen zu lassen. Sie nahmen ihren Weg hinter uns durch die Wüste, am Horizont sahen wir noch dunstige Schleier wehen.

Der Weg nach Timbuktu lag offen und sicher vor uns.

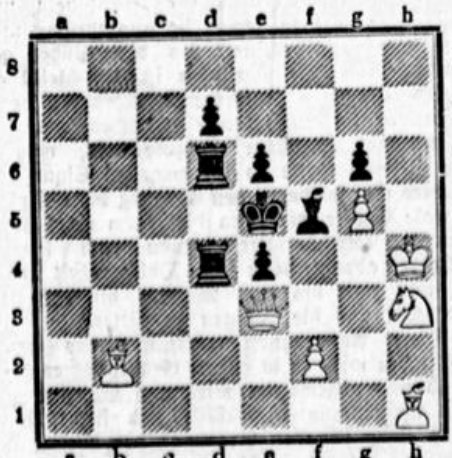
## Wie macht man Stoff wasserdicht?

Das Wasserdichtmachen von Geweben geschieht auf eine verhältnismäßig einfache Art. Leinwandstoffe sind am leichtesten zu behandeln.

Man braucht dazu 60 Gramm essigsaures Blei und 60 Gramm schwefelsaure Tonerde, jedes für sich in je einem Liter Wasser gelöst. Nachdem man die Lösungen gut mischte, eine Weile stehen ließ und vorsichtig vom Saß abgibt, wird der Stoff in die klare Lösung getaucht oder der Stoff mit der Flüssigkeit bestrichen, bis er ganz davon durchdrungen ist. Wurde das Verfahren sehr sorgfältig vorgenommen, so ist der Stoff absolut regenfest geworden. Man vermeide das Bügeln und trockne an der Luft. Den Stoff der Zeltbahn macht man folgendermaßen wasserdicht: Man taucht die Zeltbahn in Leinwandfärbung und läßt sie gut trocknen. Dieses Trocknen dauert zwar einige Tage, aber dafür ist der Stoff so gut gedichtet, daß er nicht nur keinen Regen durchläßt, sondern auch vorzüglich gegen schärfe Wind schützt.

## Schachaufgabe

Ernst Marwitz



Matt in drei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König h 4, Dame e 3, Läufer b 2, h 1, Springer h 3, Bauer g 5, f 2. — Schwarz: König e 3, Turm d 4, d 6, Läufer f 5, Bauer d 7, e 4, e 6, g 6.

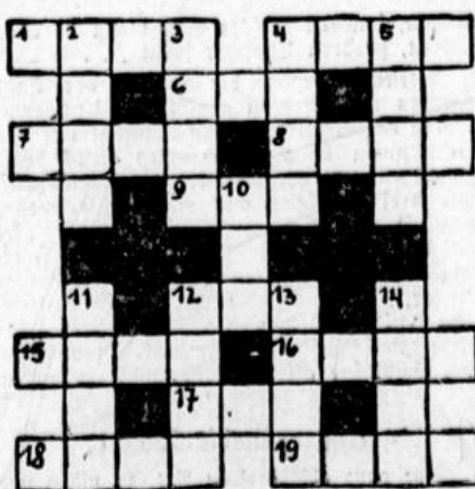
## Kuriose Geschichte

Ein großer Segelfutter fährt gerade über den Äquator. Es ist fast windstill und die Nordmannschaft hat so gut wie nichts zu tun. Man lacht in der brütenden Hitze den Schatten und schläft.

Zwei Matrosen lehnen an der Reling — der eine stützt sich auf die rechte, der andere auf die linke Bordwand. Der eine schaut scharf nach Osten, der andere genau nach Westen über das endlose, weite Meer.

Plötzlich sagt der eine zum anderen: „Du, Hannes, die ist ja eine Fliege auf der Nase.“ Wie konnte der Mann das sehen? Sie meinen, die beiden hätten sich mal eben einen Augenblick umgedreht? Nein, so einfach ist die Sache ja nicht.

## Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Biered, 4. Lebenshuch, 6. slawische Bezeichnung für „Herr“, 7. weibl. Vorname, 8. Gedante, Vorstellung, 9. Häuptling (orient.), 12. Aufgabendreis, 15. Nebenfluß der Donau, 16. deutscher Fluß, 17. kleines Wasserfahrzeug, 18. Nährmutter, 19. Stadt in Algerien. Senkrecht: 2. italienischer Fluß, 3. Vöhenwert, 4. Gewürz, 5. Hirschtier, 10. Körperteil, 11. chemisches Element, 12. Seehorn, 13. frühere deutsche Kolonie, 14. pommerischer Küstenfluß.

## Wie alt sind die Kinder?

Ein Vater sagte zu seinen beiden Söhnen Werner und Ludwig: „Ich bin jetzt gerade doppelt so alt, als ihr beide zusammen. Vor zwei Jahren war ich viermal so alt als du, Werner, und vor vier Jahren war ich sechsmal so alt als du, Ludwig.“ Wie alt war jeder?

## Silbenrätsel

Aus den Silben  
be — be — ho — de — der — e — e — en — er — ef — ga — gat — ge — gel — gie — im — in — lau — le — se — ma — me — mie — min — mit — na — na — nel — nen — ni — on — re — ren — se — se — hen — ter — ter — ti — tin — tu — u — wan — sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. Synonym für Bade
2. Klage
3. sportliche Veranstaltung
4. spanische Weinschänke
5. Einflüßler
6. Ehefrau
7. Synonym für Biene
8. Fluß im Obergerbiet
9. Volksgemeinschaft
10. Farbenbehälter
11. Kleidungsstück
12. Anteilnahme
13. Zahlungsfrist
14. Gartenhäuschen
15. türkischer Rechtsgelehrter
16. himmlisches Wesen
17. Stadt in Oberhessen
18. Oper von Verdi

## Auflösungen aus voriger Nummer

### Schachaufgabe

Lösung: Dame a 4 — d 7

- Wenn Schwarz K e 5 X S d 4, dann L h 4 — f 6 matt.  
Wenn Schwarz c 5 X S d 4, dann S a 5 — c 4 matt.  
Wenn Schwarz S b 8 X D d 7, dann S a 5 — c 6 matt.  
Wenn Schwarz S g 2 X L h 4, dann D d 7 — g 7 matt.

### Viel Aufregung um frische Eier

Frau Tüchtig hat achtzig Eier gekauft. Wenn die Händlerin ihr zehn Eier als Ersatz für die schlechten Eier gab, deren Anzahl in Wirklichkeit sechs betrug, so hat sie mit vier frischen Eiern zu ihrem Ausgangsposten noch ein Zwanzigstel dazugewonnen.

### Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Gellstein, 7. Irma, 8. Aera, 9. Gau, 10. Eule, 12. Binz, 14. Bah, 17. Ries, 19. Jda, 20. Hirn, 21. Note, 22. Neun- augen.

Senkrecht: 1. Eisenbahn, 2. Drau, 3. Vage, 4. taub, 5. Iran, 6. Narzissen, 11. Ros, 13. Jil, 15. Arie, 16. Sinn, 17. Kanu, 18. Ete.

### Silbenrätsel

1. Hochhaus, 2. Erfurt, 3. Ilse, 4. Majoran, 5. Lama, 6. Ipswich, 7. Cherub, 8. Raaba, 9. Eimer, 10. Inland, 11. Tanne, 12. Jnes, 13. Sahib, 14. Tante, 15. Diamant, 16. Güter, 17. Radau, 18. Ranting, 19. Mehre, 20. Chaos. — Heimlichkeit ist der nächste Nachbar des Betruges.

## Kollegen

Auf dem Verdeck eines Berliner Omnibusses saßen zwei Ganoven und unterhielten sich.

„Du Ede“, sagte der eine, „was ist eigentlich der Unterschied zwischen Bildung, Anstand und Takt?“

„Hm, das ist nicht so einfach zu sagen. Also angenommen, du wärst 'n Taschendieb —“

„Ehe, hast du Heimweh nach der Schariteh?“

„Nicht uffreisen, Maxe, ich sage — angenommen, ich lege den Fall. Also angenommen, du wärst ein Taschendieb und läuft mir ins Gedrängel meine Uhr, und ich, ich merke das natürlich und gehe zum Schupo und sage: Herr Wachmeister, sage ich, nehm Sie den fest, er hat mit der Uhr je — Haut — also fiesste, das ist Bildung.“

„Na, ich danke vor Bildung — in diesem Falle.“

„Also tut, Maxe, wenn ich mir nu nicht feilbedet, sondern bloß anständig benehmen will, denn red ich kein Wort, nehm dir die Uhr wieder ab und gib dir einen auf 90 Prozent uffgewerteten Kinnhafen, das be den Omnibus nicht mehr von 'ner Kaffeemühle unterscheiden kannst.“

Maxe schweigt und wird unruhig.

„Du kannst ich aber auch taktvoll fin. Das ist so: ich sage ganz sanft zu dir: Maxe, laß uns einen heben — zum Beispiel bei den alten Knusde, wo wir frade herkommen. Wir heben einen und denn, denn hab' ich meine Uhr wieder und deene noch dazu und du hast nicht jemerkt.“

Da greift Maxe gedankenvoll in die Tasche und sagt: „Na, Ede, gib se man wieder her. Ich habe ja zu, du hast dir taktvoll benommen.“

## Gedanken

Wie wär's, wenn ein Hamlet sich einmal verprügele und sagte: „Es gibt Dinge in eurer Schulweisheit, von denen Himmel und Erde sich nichts träumen lassen.“

Originell muß man sein. Mit Wasser wird Rindfleisch in jeder Garküche gekocht; es in Eau de Cologne kochen zu lassen, das zeigt destillierten Geschmack! Aber man muß dann so tun, als ob's einem schmeckt.

Leichter folgen die meisten Menschen über einen Gletscher, als über den Wall ihrer Vorurteile.

Edle Seelen kennen die Rache nicht; wohl aber, wenn sie stark und mutig sind, die „Vergeltung“!

Im Leben haben meistens diejenigen das größte Schwein, denen schon im voraus alles Wurst ist.

## Wenn zwei das gleiche tun

Es war einmal ein weiser und guter König in einem fremden Lande namens Nirgendwo. Da kam eines Tages ein leichtsinniger, junger Burleske über die Grenze, der führte eine Flasche mit wohlriechendem Wasser bei sich. Die schenkte er dem König, ehe er weiterzog.

Der König trank davon, und je mehr er genoss, um so heiterer und glücklicher wurde er. Da, er ließ sich gar nach einem Geheimrezept seines Hofmagiers solch Feuerwasser gleich fäßerweise herstellen. Er trank und

# 10 Grad Kälte am Äquator!

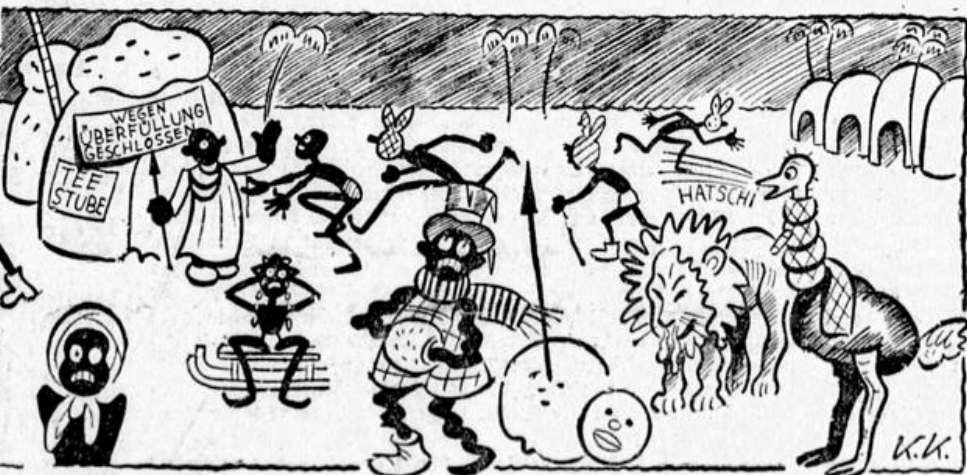
Alarmnachricht aus Afrika



Erst glaubt man an Weltuntergang — der Himmel fällt ja in kleinen Stücken auf die Erde!



Dann ringt man sich zu den „Freunden des Winters“ durch —



Aber ach, auch die Reiben bleiben einem am Äquator nicht erspart ...

Wetter des Königs? Wurde der Magier das, ihnen das Geheimrezept zu ver-raten? Oder haben sie gar ihren Herrn und Gebieter, ihnen auch etwas von dem köstlichen Feuerwasser abzugeben? Nichts von alledem — nur die rote Schminke liegt im Preis.

## Das Messer

Ein Barbier hat den Kunden eingeseift und beginnt zu schaben. „Das Messer kratzt“, sagt der Kunde. Darauf der Barbier: „Mal nachschärfen.“

Geht hinter einen Verschlag, trinkt aus der bereitstehenden Flasche einen kräftigen Schluck, scharrt mit dem Fuß und kehrt mit dem ungewetzten Messer zu dem Kunden zurück. „Klingt wieder an zu schaben.“

Der Kunde sagt: „Es kratzt noch immer.“ „Nochmal nachschärfen“, sagt der Barbier.

Geht hinter einen Verschlag, trinkt aus der bereitstehenden Flasche einen kräftigen Schluck, scharrt mit dem Fuß und kehrt mit dem ungewetzten Messer zu dem Kunden zurück. „Es kratzt leider immer noch etwas.“

Der Barbier beginnt an seiner Menschenkenntnis im allgemeinen und am Verstand des Kunden zu zweifeln, sagt aber geduldig: „Das macht nichts, nochmal nachschärfen.“

Geht hinter den Verschlag — siehe oben — nimmt einen kräftigen Schluck aus der Flasche und fängt aufs neue mit dem ungeschärften Messer zu schaben an.

Der Kunde schweigt. Der Barbier fragt teilnahmsvoll: „Ist es jetzt gut?“ — „Ausgezeichnet“, erwidert der Kunde.

Der Barbier hat die Ruhe wieder gewonnen im Vollbesitz seiner Menschenkenntnis.

Der Kunde war eine Empörernatur. Aber so revolutionär ist kein Mensch, daß er seinen Barbier zum vierten Male mit einem tragenden Messer zurückschicken würde ...

## Humor des Auslands

„Ich möchte um die Hand Ihrer Tochter anhalten.“

„Haben Sie Geld, junger Mann?“

„D, kaufen will ich Ihre Tochter nicht.“ (Spare Moments.)

„Hast du die Baronin Z. gesehen? Sie erscheint niemals mehr defolliert.“

„Sie ist eben eine geistige Frau; drum weiß sie, daß es jetzt endlich Zeit ist, einen Schleier über das Vergangene zu ziehen.“ (Town Topics.)

Ein großer Seifenfabrikant kauft als Reklame folgendes Plakat in ganz New York auf: „Kauft Smiths Seife!“

Wie erstaunt war er, als nach einigen Tagen genau unter dem selbigen ein neues Plakat prangte mit der Aufschrift: „Wenn Ihr Browns Seife nicht kriegen könnt!“ (Albany Messenger.)

## Obskure Marke

Prokja führt seinen Besuch in die Garage. Wagt sich mächtig auf: „Nun, was sagen Sie zu meinem Auto? Kaffig, was? Das ist ein Auto! Sie würden nicht glauben, daß ich es bereits als „gebrauchtes“ Wagen gekauft habe!“ „Bei Gott — nein!“ haucht der Gast. „Ich würde glauben, daß Sie es selbst zusammen-genagelt haben.“

Federn verfertigt hat, setzt es sich hinein, um seine Eier dort zu legen, sie auszubrüten und die Jungen zu behüten, bis diese flügge geworden sind. Solange aber ist und bleibt es seine vollkommen eingesperrte Gefangene, denn sobald es im Nest Platz genommen, um den mütterlichen Pflichten nachzukommen, mauert der hässliche Gatte es im wahrsten Sinne des Wortes ein, indem er den Eingang bis auf eine schmale Spalte, die etwa die Form eines herzförmigen Loches hat, genau nach seinem Schnabel abschafft, denn seine Obliegenheit ist es ja, nun zwei bis drei Monate hindurch das Weibchen und die Jungen zu füttern.

Diese Anstrengung entkräftet das arme Männchen meist in so hohem Grade, daß es ganz elend und abgemagert wird und zuweilen gar vor Erschöpfung niedersinkt und stirbt, falls durch einen schnellen Regenguß das Wetter sich plötzlich abkühlt, während das eingesperrte Weibchen meist so fett wird, daß die Eingeborenen es als Federbissen zu betrachten pflegen und die Nester ausnehmen, wo sie sie finden.

## Die flugen Kottschelchen

Von allen Vögeln sind die Kottschelchen wohl am flügge. Niemals würden sie ihr Nest in Bäume oder Büsche bauen, die Spuren von Menschenhand, Schnitte von Gartenschere oder Hacken aufweisen. Niemals würden sie auch nisten, wo Feinde an die Brutstätte heran könnten oder das Unwetter die Jungen gefährden könnte. Eine derartige berechnende Sorgfalt ist auch in der Tierwelt sehr selten, und man findet sie unter den Vögeln nur beim Kottschelchen.

## Eingemauerte Vögel

Eine ganz absonderliche Art, zu nisten und zu brüten, hat ein afrikanischer Nashornvogel, Karmé genannt; ein Vogel, etwas größer als die Elster, schwarz und weiß gepunktet, mit rotem, großem und gebogenem Schnabel, der oben einen Auswuchs, eine Art Horn, hat.

Sehr selten nisten diese sonderbaren Vögel in Baumhöhlen, welche sie förmlich zumauern, um das brütende Weibchen gegen Raubtiere und Baumchlangen zu schützen.

Nachdem das Weibchen das Nest in der Höhlung des Baumstammes von seinen eigenen

trank — sein Antlitz blieb ewig heiter. Nur, leider, leider — seine Nase rötete sich zu lebends, wie die Alpen bei Sonnenuntergang.

„D, wie prächtig“, sagten die Hölflinge und schüttelten vor lauter Bewunderung die

Köpfe, „o, wie wunderbar!“ Und damit meinten sie die Nase des Königs und ihre leuchtende Farbe.

Und alle, alle wollten sie nun auch rote Nasen haben. Was taten sie? Gingen sie hin und plünderten sie heimlich den Wein-

# Wald Feld und Heide

## Deutsche Weidmannssprache

Von Conrad Koch

Sie ist so alt, wie es deutsche Jagd und Weidwerk gibt, und ihre Worte sind so blumenreich und naturverbunden, daß man bedauernd davon Kenntnis nimmt, daß sich wenige schriftliche Aufzeichnungen darüber finden. Erst im 12. Jahrhundert beginnt man, sie zu pflegen, und verhältnismäßig spät zeigt der deutsche Dichter und Minnesänger Gotfried von Strazburg in seinem „Tristan und Isolde“ Spuren deutscher Jagdpoesie. Man erkennt aber aus diesen wenigen Zeilen, daß auch damals schon die weidgerechten Herren auf korrekte Bezeichnungen hielten, doch wurde erst später, im 16. Jahrhundert, die Weidmannssprache weiter ausgebildet, als auch die Fäuste und Innungen in der Blütezeit des Handwerks und mittleren Bürgertums sich ihre eigenen Regeln, Worte, Bräuche und Gelänge schufen und sie der Nachwelt überlieferten.

Die sogenannten Jägersprüche und -schreie gehörten bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts in den Kinnge eines jeden Nimrods zumindest, wenn er sich zu den Romantikern rechnen wollte. Damals war die Jägerei nicht allein das Lieblingsvergnügen wohlhabender Leute, sondern sie war ein

geachteter Stand und verlangte eine genaue berufliche Ausbildung. Wie sich heute noch die Hamburger Zimmerleute auf der Landstraße und in ihren Stammtischen mit Worten begrüßen, die aus dem mittelalterlichen Jünglingsleben übernommen und Zeichen ihrer Zugehörigkeit sind, so sprachen auch die Herren sich auf der Jagd mit ihrem Gruß an: „Weidmann, lieber Weidmann, sag mir, wann mag der edle Hirsch am besten gesund sein?“ — „Wenn die Jäger sitzen und trinken Bier und Wein, dann pflügt der edle Hirsch am allergerudesten zu sein.“

Schon Jakob Grimm bezeichnet die deutsche Jägersprache poetisch und episch. Denn sie hat wie das Epos eine Fülle von bildlichen Wörtern, mit denen sie die einfachsten Begriffe auf wundervoll naturnahe Weise ausdrücken kann. Der edle Jäger ist der Heger seines Waldes, und die romantische Verträumtheit des Deutschen spiegelt sich wie in einem alten Märchenbrunnen im Wortschatz des Jägers wieder. Selbst jemand, der von Jagd nichts versteht, wird zugeben müssen, daß die Bezeichnungen, die der Jägermann mit seinen Worten zu Tieren, Pflanzen und All knüpft, ihn wunderbar berühren. Es ist, als würde die Romantik des deutschen, schweigenden Waldes wieder wach, wenn das Wild keine